

Illustriertes Sonntags-Blatt



Deutsches Blut.

von Gertrud Krampe.

(Fortsetzung.)

„Du bist im Ausland so klein von deinem Volk denken gelernt, Gerhard? Wann würde wohl ein Deutscher sein Vaterland im Stich lassen!“

Gerhard Hofer lächelte leicht. „Kind — das klingt ja recht — na, veressen wäre ich auch nicht darauf, mir die Rippen entzogen zu lassen.“

„Du, der Sohn eines Offiziers, bist so?“

„Verlegen, halb geärgert, sprang Beate auf. „Mir um Himmels willen nicht Beate! Du machst ja gerade ein Bildnis von einem Landesverräter.“

„Wollte Dich gewiß nicht kränken, ist schon gut, Schwesterchen.“

Gerhard Beate, rasch versöhnt, über das Scheitelhaar. „Wie sind wir denn auf das kriegerische Thema gekommen? Ja so — das Bildnis von Gordon ist schuld daran.“

„Aber ist denn Onkel Gordon schuld, sagt man „Guten Morgen“ nicht dem Sohn?“

Gerhard sah seinen Sprößling strafend schob er ihn lächelnd der Seite zu. „Du mußt den kleinen Rasekamm ein wenig erziehen, Beate. Aber nur vor der englischen Großmutter.“

„Sonst vor niemand.“

„Du machst Theo verächtlich.“ „Gib! Die deutsche Großmama mag dich mehr gern. Dich auch, Tante.“

„Er treuherzig hinzu.“

„Er sag den schlanken, hübschen Jungen an sich.“

„Haben Dich auch sehr lieb, Theo, auf.“

und freuen uns, wenn Du gern bei uns bist.“

„Warum sagst Du immer Theo — Tante Beate? Ich heiße doch Teddy.“

„Alle sagen so.“

„Du bist doch auf den Namen Theodor getauft.“ erklärte Beate ihrem Neffen.

„Papa ist auch ein Deutscher. Und er spricht immer englisch mit uns.“

„So — Du Schlingel? Und von wem hast Du denn deutsch sprechen gelernt?“

„Von Adolf, Papa.“ kam es über-raschend zurück.

Beate lachte herzlich.



Der Komfort in einem französischen Schützengraben.

Der Schützengraben ist sehr behaglich eingerichtet und die Soldaten können sogar warme Bäder nehmen. Das angeheizte Wasser wird durch ein Gefäß in der Decke heruntergelassen, sodaß die Badenden auch duschen können.

„Theo ist die deutsche Abkürzung. Teddy ist die englische Form.“

„Sprichst Du immer nur deutsch? Immer nur?“ wunderte sich der Knabe.

„Gewiß, Theo. Ich bin doch eine Deutsche.“

„Theo sah nachdenklich zu seinem Vater auf.“

„Wer ist denn dieser sprachkundige Adolf?“ erkundigte sie sich.

„Ein Junge von vielleicht dreizehn Jahren, den ich aus Mitleid ins Haus genommen.“ gab Gerhard seiner Schwester Auskunft. „Seine Eltern waren deutsche Auswanderer. Strebende, sehr anständige Leute. Sie hatten wohl mal bessere Tage.“

hier gesehen. Na, wie's so geht. Ihre Heimat erschien ihnen plötzlich zu eng. Sie wollten auch etwas vor sich bringen, sagte der Mann. Ihr Junge sollte sich mal nicht herumstoßen in der Welt, sondern ein festes Besitztum haben. In Deutschland war das mit zu viel Schwierigkeiten und Kosten verknüpft, so wanderten sie aus. Man hatte ihnen wohl Märchen vom Wunderland Indien vorträgt — vom Ernten, ohne gesät zu haben, und dergleichen mehr. Sie kamen in Bombay an und fielen schon am ersten Tag einem englischen Agenten in die Hände. Er versprach ihnen eine Farm zu besorgen, oder hatte sogar schon eine auf Lager, die märchenhaften Ertrag lieferte. Kurz, er ließ sich den Vorstoß auf diese Insel der Seligen sofort in bar auszahlen und — verschwand. Genau wie im Märchen. — Ein halbes Jahr haben sie sich dann so durchgewürgt, bis sie auf Empfehlung zu mir kamen. Ich habe Ihnen Unterkunft verschafft und auch Arbeit. Leider erkrankten beide bald am Fieber und starben sehr schnell hintereinander. Den Jungen nahm ich darauf zu mir. Er ist gewandt und anständig und auch sehr bescheiden. Ich will ihn noch ein paar Jahre die Schule in Kalkutta besuchen lassen, dann soll er praktisch lernen, wozu er Lust hat. Inzwischen macht er sich nützlich, wo er kann. Und Teddy hängt an ihm wie eine Klette. Höchstens Onkel Gordon läuft dem Adolf den Rang ab — wie Vubi?

„Nö — Papa — nicht mehr.“ Theo steckte die zu Häften geballten Händchen in die Taschen seines dunkelblauen Samttittels. Haltung und Gesichtsausdruck bezeugten seinen Widerspruch sehr deutlich.

„Ja — wie kommt denn das, Teddy?“ wollte der Papa wissen.

„Onkel Gordon hat gelogen, Papa.“

„Aber Jungel! Was förderst Du heut alles zutage.“

„Ist doch wahr, Papa! Onkel Gordon hat gesagt, wenn man in Deutschland landet und geht vom Schiff, bekommt man gleich einen Helm auf den Kopf und einen Säbel in die Hand. Das ist doch gar nicht so.“

Die Blicke der Geschwister kreuzten sich.

„Solche Witzchen macht Onkel Gordon also — hm —. Das war natürlich nur Spaß, Theo. Sieh — da kommt die Mama,“ lenkte er ab.

Gerhard Hofer ging seiner Frau schnell entgegen und küßte ihr ritterlich die Hand, während Theo seine schöne Mutter mit beiden Armen umschlang und seinen blonden Lockenkopf zärtlich in die Falten ihres hellblauen Morgenkleides schmiegte.

Beate, die sich ebenfalls erhob, betrachtete die hübsche Gruppe mit prüfendem Blick. Die dunkelblaugige, zierliche Frau schien sich recht wohl bewußt zu sein, wie reizend sie in diesem Augenblick wirkte. Ein kleines, eitles Frauenlächeln teilte ihre Lippen.

„Meine beiden Verehrer lassen nicht zu, daß ich Dich begrüße, Beate.“

Beate überwand ihr innerliches Widerstreben und reichte der Schwägerin freundlich die Hand zum Morgengruß. Ihre Frage, ob Vizzi gut geruht habe, klang ehrlich besorgt und herzlich.

„Wenn Du sonst noch irgend etwas vermisst, brauchst Du es nur Mama oder mir zu sagen, liebe Vizzi. Wir wollen

doch gern, daß Du Dich völlig heimisch bei uns fühlst.“

„O — danke, Beate.“ Vizzi blinnte verloren zum Fenster hinaus. Der brennendrote Mund in dem zarten Antlitz zuckte, wie in leisem Spott. Heimisch — wie konnte sie sich je heimisch fühlen in diesem frostigen Lande — unter diesen kühlen, steifen Menschen, die in jedem Wort, jedem Blick so gemessen und korrekt waren, die immer nur von Pflichten sprachen und von Arbeit. So nüchtern und grau, wie der Tageschein draußen über der verschneiten Landschaft lag, so war das Leben hier. Das süße Nichtstun kannte man nicht, das Liegen in der Sonne — das Träumen unter duftenden Wunderblumen. — Hier blühten Eisblumen am Fenster. — Vizzi hob fröstelnd die Schultern.

„Ist Dir kalt, Liebling?“ Gerhard griff prüfend nach den Händen seiner Frau und dann tröstete er: „Laß die Sonne jetzt nur ein paar Tage warm scheinen, dann schmilzt der Schnee und wir haben Frühling. — Frühling in deutschen Landen — ah — darauf freu' ich mich!“

Gerhard Hofer dehnte die Brust und redete die Arme. Wertwürdig, wie die Heimatluft ihn belebte. Schade, daß er sein Malgerät mit den übrigen Sachen verpackt hatte. Nun konnte er nicht eher beginnen, als bis die Koffer eintrafen. Der Aufschub dünkte ihm plötzlich unerträglich. Dabei handelte es sich höchstens um Tage. Und daheim hatte er Pinsel und Paletten oft monatelang nicht angerührt, ohne das er auch nur die geringsten Gewissensbisse deswegen verspürte.

Nach Tisch begleitete Gerhard Hofer seine Schwester auf einem Gange in die Stadt, und da entwickelte er ihr unterwegs einen Plan, den er sich inzwischen zurechtgelegt.

„Ich habe vorhin schon mit Mama gesprochen, Beate. Ich möchte mir die große, helle Manjardenstube, die nach dem Garten hinausgeht, zum Studio einrichten. Oberlicht wird sich leicht schaffen lassen. Was meinst Du, ob ich gleich einmal mit einem Baumeister Rücksprache nehme?“

Beate redete ihm zu. Sie freute sich über des Bruders Arbeitslust und mehr noch darüber, daß er sich auf einen längeren Aufenthalt einrichtete. Da sie gerade in der Nähe eines Baubüros waren, lenkten sie ihre Schritte dorthin. Die Angelegenheit war schnell besprochen und geordnet. Schon am nächsten Tage sollte mit dem Bau begonnen werden.

Als die Geschwister wieder auf die Straße hinaustraten, trafen sie zufällig mit Ursula Venz zusammen. Beate stellte vor und dann gingen sie plaudernd ein Stückchen miteinander weiter.

Ursulas flinke Zunge stand kaum einen Augenblick still. Ihr brannten eine Menge Fragen auf dem Herzen. Und da Gerhard Hofer lebenswürdig genug war, ihre Witzbegier, soweit Ort und Zeit es gestatteten, zu befriedigen, eroberte er sich schon in dieser ersten Viertelstunde Ursulas Herz. Als sie sich endlich verabschiedet hatte, schob Gerhard seinen Arm unter den der Schwester.

„Sag mal, Beate, reden alle Ebershagerinnen soviel?“

„Gefällt Dir die Ursel nicht?“ fragte Beate erstaunt zurück.

„O, das will ich nicht sagen. Ich hat sie mir schon. Das Gesicht ist allerliebste. Und die lecken, ewigsten Bewegungen passen zu ihrer Erscheinung. Zum Beispiel — als mit einer spitzen Kapuze auf dem neuen Kraushaar, möchte ich sie schon mal malen —“ schloß er sinnend.

„Da würdest Du es aber wohl dem königlichen Opernsänger Herr Freising zu tun bekommen, mein Schwandte Beate trocken ein.“

„So,“ wunderte er sich, „Fräulein ist verlobt? — Das wußte ich ja — Aber der Herr dürfte am Ende reden lassen? Wie? Ich bin ja der verheiratete Mann. Schließlich Du oder Vizzi ja auch als Ehrendamen den Sitzungen zugegen sein.“

„Wenn es Dir Ernst ist, Gerhard, wiß. Auf mich kannst Du jederzeit zählen.“

Gerhard drückte dankbar der Frau die Hand. Das Wort tat ihm seltsam. Welche Ruhe das gab, zu wissen, daß ein Mensch, auf den man unbedingt zählen konnte, sich immer finden ließ, wenn man ihn brauchte.

„Ich wünsche — Vizzi gäbe mal solche Antwort,“ sagte er vor sich hin.

Beate wußte nichts zu erwidern, fühlte, die Worte waren gar nicht bestimmt gewesen. Aus schweren Gedanken heraus hatte ihr Bruder sie gelassen. Und vielleicht reuten sie ihn jetzt.

Schweigend legten sie die letzte Hand zu ihrem Hause zurück.

Im Vorgarten stießen sie auf. Zwischen zwei hohen Schneebergen erseelenvergnügt und formte seine Hände. Seine Bäckchen waren rot vor Kälte. Die Füße, ohne Gamaschen, überstülpte, steckten bis zu den Knien in den weichen, feuchten Masse. Weder einen Mantel an, noch seine Hände auf.

„Welche Unvernunft, das leicht gekleidet ins Freie zu schicken.“

Beate wuschte ihrem Neffen die Händchen ab und klopfte ihm den Schnee von den Füßen. Gerhard war ärgerlich als besorgt. „Ein Schmal schließlich nicht so schlimm,“ meinte er, „aber soviel Frauen im Haus und hat Zeit für den Jungen und so warm an — das ist doch ein toller Witz, denn Mama, daß Du hier spielst, Teddy?“

„Wie soll sie denn, Papa — Euch doch suchen gegangen.“

„Uns suchen? Das ist wohl möglich. Vizzi traut sich doch nicht aus in den Schnee. Noch dazu.“

„Mama wird ja Bescheid wissen,“ meinte Beate und ging beiden voran.

Die Frau Oberst war sehr erstaunt, ihre Kinder ohne die Schwägerin zu verlassen und erschrak, als Beate zählte, wo und wie sie den Anstehen fanden.

„Das verstehe ich nicht. Vizzi über Kopfschmerzen und wollte ein wenig Luft schöpfen. Sie ließ sich vom Weg beschreiben, den ihr kommen sollte.“ Sie sagte, Theo nähme sie mit.

nach doch um das Kind gekümmert.“
„Weiß ich ja, Mamachen. Rege nicht auf. Dem Schlingel wird es doch nichts schaden. Aber es meiner Frau, daß sie ihren Zuhälter Obhut bringt, ehe sie das läßt.“

Vizzi war empört, als sie von ihm bei ihrer Rückkehr mit Vorwurfen empfangen wurde. Sie bediente sich gegenüber meist der engstirnigen. Im Beisein ihrer Veranlassung sie es bisher vermieden, ließ sie diese Rücksicht fallen. Wie erregtem Ton und überbordendem Verwehrt sie sich Verantwortung, erklärte es für Zumutung, daß sie die Rolle der Wärterin übernehmen sollte schließlich in ein heftiges, nervisches Aus.

und ihre Mutter hatten gleich dem Streit schweigend das Haus verlassen. Aber sie fanden keine Worte, als sie dann allein Bettchen standen und auf das schlummernde Kind blickten. Sie beide angestrengt auf das unbeherrschte, das von unter herauf Dede drang, und auf die dunkle Stimme, die sanft begütigend da war.

Die Dame strich zärtlich über den Kopf ihres Enkels.

„Muß sie doch sehr lieb haben,“ sagte sie leise, „das dürfen wir an.“

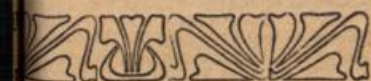
„Log die Augenbrauen zusammen. Sprach nicht und stimmte auch.“ Sie neigte sich still über den Kopf und küßte ihn auf die Stirn.

„In seinem Vater im Schlaf doch nicht! Macht Dich das nicht auch da?“ fragte sie.

„Doch nicht, aber sie seufzte

„at doch fremdes Blut in den Adern. Ob sich das nicht später zeigen wird? Vizzi ist deutlich von jeher abhold gewesen. Auch ihrem Sohn keine Liebe schenken. Jetzt ist Theo ja noch schmeichelt sich jedem an, der lieb ist, aber laß ihn größer werden, es sich erweisen, welcher Einfluß war.“

(Fortsetzung folgt.)



Feigheit!

Erzählung von Albert Petersen.

Der erschaffenden Blut der Mittagssonne warfen die schräg einfallenden Strahlen jetzt am Vorabend die Schatten der Villen und Bäume breit über die vornehme Straße. Wie aus der drang gedämpft das Rollen der Werke und das Rattern der Räder. In den Villengärten, welche die Straße begrenzten, prangten auf hohen hochstämmigen Rosen, gefüll-

ter Mohn und dickköpfige goldgelbe Nelken. In den Blumenkästen der Loggien wucherten feuerrote Geranien, an den Frontbändern kletterten blaue Clematis empor.

Hell leuchtend hoben sich zwei blendendweiß gekleidete Gestalten von dem rings vorherrschenden Grün ab. Eine schlankere Dame, unter deren breitrandigem Panama ein blondumrahmtes feines, kühl schönes Antlitz mit stolzen blaugrauen Augen in die prangende Mittsommerwelt blickte. Neben ihr schritt ein junger Mann. Die Gestalt lang aufgeschossen, noch ein wenig schmal, das Gesicht bart- und faltenlos wie das eines Knaben. Die Augen ruhten mit schlechtverhehlter Bewunderung auf dem Gesicht der schönen Frau, die sich seine jugendhafte Verehrung mit einem Gemisch von weltlichem Selbstbewußtsein und mütterlicher Nachsicht gefallen ließ. Er trug zwei Tennisschläger und ein Netz mit Bällen in der Linken. Lustig plaudernd schritten sie dahin.

Blötzlich wies die Dame mit leicht erhöhtem Sonnenschirm nach vorn. „Wie mein Mann wieder drauflosjagt.“

In der Ferne tauchte die Gestalt eines stramm galoppierenden Husaren auf.

„Haben gnädige Frau den Herrn Rittmeister schon jemals Schritt reiten sehen.“

Der junge Mensch wußte, daß die schöne Frau neben ihm stolz war auf ihren schneidigen, tollkühnen Mann. Wie oft hatte er die zärtlichen, lieblosenden Blicke bemerkt, mit denen sie die sehnige, prächtige Reitergestalt ihres Mannes betrachtete. Ja, zum Tennisspiel durfte er, der junge Leutnant, sie begleiten, aber ihre ganze Frauenliebe und -bewunderung gehörte dem nicht gerade liebenswürdigen Soldaten, der offen gestand, daß es für ihn nichts, aber auch gar nichts Schöneres gäbe, als auf schnellem Roß vor der Schwadron herzujaufen.

Jetzt war der Rittmeister heran. Mit Mühe brachte er das schäumende Tier zum Stehen.

„Still, du, willst wohl Kurbettierkomödien spielen, he? — Tag, Karla, Tag, Bredow. Na, wieder mit dem Holzfädel gefochten?“

„Lieber Heinz, laß doch deinen Spott. Ich gönne es dir doch auch, wenn du sogar auf der Straße Rennübungen veranstaltest.“

„Guter Reitweg hier, liebes Kind. Außerdem — schwinde du gern deinen Tennissäbel. Sonst aber — Nitila mehr wert als Ihr weißer Konditoranzug, lieber Bredow.“

„Herr Rittmeister —“

„Na, na, immer lachste. Mir ist 'n Gaul mal sympathischer als 'n Tennissäbel.“

„Willst du noch weit, lieber Heinz?“ fragte die Frau ruhig.

„Nur den Gaul 'n wenig warm machen. Bredow, wenn Sie nicht von Karten oder Wädeln erwartet werden, leisten Sie meiner Frau Gesellschaft und verleben den Abend mit uns. Ist dir doch recht, Karla?“

„Kann ich jetzt nein sagen?“ lachte die schöne Frau scherzend, „kommen Sie, Herr Leutnant. Auf Wiedersehen, Heinz, recht bald, denn der Gaul schäumt ja schon.“

„Wiedersehen — los,“ und fort war der Rittmeister.

Sie saßen in des Hausherrn Zimmer. Dem Leutnant wäre die geräumige Glasveranda lieber gewesen, von der aus man den Blick auf den weiten Garten hatte, wohin der süße Duft der Rosen und das Jubilieren all der Sommervögel drang.

Aber Frau Karla saß am liebsten im Zimmer ihres Mannes. An den Wänden hingen Beweihe von Rehböden und Hirschen, Jagdsflinten, alte Waffen, darunter zwei kostbar gearbeitete ungarische Reiterfäbel, und zwischen allem über dem Schreibtisch ein mächtiges Bild — der deutsche Kronprinz in fliegendem Saus vor seinem Husarenregiment her.

Der Kronprinz! Wie oft hatte Frau Karla ihres Mannes Augen blitzen sehen, wenn vom Kaiserjohn die Rede war.

Auf dem Schreibtisch lagen nur wenige Bücher — Reglements und ein grüngelbendes Buch — die schlichten Jagderlebnisse des Kronprinzen.

„Weiß der Ruchard, R. G. möge es verzeihen; aber das habe ich mit ihm gemeinsam, ich führe auch lieber Zügel und Flinte als den Federhalter,“ pflegte der Rittmeister jedesmal zu poltern, wenn er sich an den Schreibtisch setzte.

Frau Karla saß mit ihrem jungen Gast da. Man plauderte über Beförderungsaussichten, Kameraden, Regimentsdamen, über Rennen, Pferde und die russischen Windhunde, die die Kommandeuse sich jetzt erst angeschafft. Als der Leutnant jetzt mit allzu offensichtlicher Bewunderung stumm entzückt in ihr von dem goldenen Abendsonnenschein umflossenes Gesicht blickte, sagte sie doch ein wenig verwirrt: „Sie sind ja so schweigsam, als hätten Sie den ganzen Skandal von Serajewo zu untersuchen.“

Er riß sich zusammen.

„Mit Damen spricht man nicht über Politik, und ein Soldat kümmert sich nicht um Politik.“

„Danke für die Belehrung, Herr Großpapa,“ entgegnete sie lachend, „übrigens was wird Ihrer Ansicht nach aus der empörenden Sache herausbraten?“

Er zuckte die Achseln.

„Viel Geschrei und wenig Wolle,“ meinte er dann.

„Was heißt: wenig Wolle?“

„Friede — Schlummer — Friede.“

„Wenn Sie doch recht hätten! Bredow, starren Sie mich nicht so erstaunt an. Ja, ja, ich bin Soldatenfrau und gönne meinem wilden Gatten die Erfüllung seines innigsten Wunsches. Aber, Bredow, und sie wurde ernst, „Sie wissen, mein Mann ist ein hitziger Tollkopf. Bredow, Sie sind in seiner Eskadron, versuchen Sie ihn von den größten Waghalsigkeiten abzuhalten. Wollen Sie, Bredow?“

Zum erstenmal sah er Tränen in den Augen der schönen Frau. Ungestim führte er ihre hingestreckte Rechte an die Lippen.

„Ich schwöre es Ihnen.“

„Danke, danke.“

Draußen wurde eine Tür aufgerissen, heller Sporenklang, ein forscher, eilender Schritt. Und der Rittmeister trat frisch und elastisch ins Zimmer.

„Jamos, die Serben wollen Kinkeltchen machen. Na, diesmal wird Staat Sabsburg wohl aufs Ganze gehen. Ich

traf Dr. Jentzen vom Tageblatt, er meint auch, daß es wohl losgeht. Will übrigens heute Abend, wenn er telephonischen Bescheid aus Berlin hat, Nachricht her-schicken. Donnerstiel, Bredow, Tennis-schläger in die Ecke, Säbel raus, druff uf die Kosaken."

"Aber soweit ist's doch nicht."

Der Bursche räumte gerade die Tafel ab, als die Nachricht kam: "Krieg zwischen Oesterreich und Serbien."

"Gole Wein raus, Karl, den 1911er," rief der Rittmeister, "die Banditen in Belgrad würden nicht solche Schnauze — verzeih, Karla, riskieren, wenn nicht die Petersburger mit bei der Partie sein wollten."

"Kinnings," und der Rittmeister hob das Glas, "mein Vater erzählte gern, daß sein Großvater mit seinen Kameraden vorm Auszug anno 1813 mit dem guten Tropfen aus dem Kometenjahr 1811 angestoßen habe. Wir wollen uns an den 1911er halten. Es lebe Deutschland!"

Die Gläser klangen hell zusammen.

Die schöne Frau sah bang fragend zu dem jungen Leutnant hin. Doch auch auf dessen Wangen brannten jetzt heiße Flecke, und seine Augen bligten voll Reiterlust.

Doch beim Abschied fing sie seinen ernststen Blick auf, und sein Händedruck war so fest, als wollte er sein Versprechen erneuern.

stolzen Reiter blickten. Ach was! tireurs, Lumpengefinde! Prim durch, weiter, vorwärts. Lustige! mit feindlichen Reiterpferden, Rossenwiehern, Eisenfirren! In der Mitte in stiller Nacht, um sie her unbekanntes Land, über ihnen Sternenhimmel, dieselben Sterne, die ihnen in der fernen Heimat leuchteten, wenn sie mit der Liebsten sich trafen und leise Arm in Arm den zum Dorf hinaus gegangen waren aus dem Sattel, wenn den Kameraden tückisches Geschick dahinraffte, ein Gebet, und weiter, vorwärts.

Dann aber kam die Zeit, Säbel ungeduldig in der Scheide



Deutsche Soldaten an einem Teeverkaufstand in einer Stadt Russisch-Polens.

Wir bringen hier ein Stimmungsbild aus Russisch-Polen. Deutsche Soldaten hofen sich an einem an einer Straßenecke errichteten Verkaufstand Tee. Wenn sie im allgemeinen diesem russischen Nationalgetränk nicht viel Geschmack abgewinnen können, so ist ihnen immerhin bei der Kälte und nach den Entbehrungen im Felde ein willkommener Labetrunk sein.

"Aber — " meinte die schöne Frau zögernd.

"Aber Rußland wird's nicht ohne Frankreich tun," unterbrach sie der Rittmeister und schlug sich wie ein hocherfreuter Junge auf die Oberschenkel, "da kriegen wir also den langbesprochenen Zweifrontenkrieg. Jammer schade, daß Moltke und Waldersee das nicht erleben dürfen."

Er sprang auf und stand spreitbeinig vor dem mächtigen Bild überm Schreib-tisch.

"Gratuliere, R. G., jetzt dürfen wir zeigen, daß der Säbel mehr wert ist als Tinte und Feder."

Der Bursche brachte den Wein.

"Lanzen tief, gezückt das Schwert,
Sturmwind segt's Gelände.
Neben uns auf schwarzem Pferd,
Schädel, Knochenhände,
Reite, klappriges Gestell,
Reite mit uns, Sturmgefell;
Heut gibt's reichen Sensenschnitt,
Reite mit uns, Tod, reit mit!"

Waren das prächtige Wochen ge-wesen für die frischen, frohen Reiterherzen.

In sonnenglihernden Tagen über die Felder, durch grüne Wälder. Ueber ihnen pläzende Granaten, um sie her tausende Kleingeschosse. Immer durch, drauf! Wie in den belgischen Nestern die Bewohner mit feindseliger Bewunderung auf die

mern und der Karabiner immer Tätigkeit treten mußte.

"Verwünscht, dreimal verwünscht," schimpfte der Rittmeister, als das Eskadron zum erstenmal in den Graben führte. "Damals, als ich Wahl hatte, bildete man sich ein, nichts als Kavallerist werden könnten ich jetzt aber den Webdigen und alle beneide. So'n Unterseeboot meinen Sie, Bredow."

"Ja, diese Maulwurfsgräben! Na, man tue seine Pflicht. S. M. einen stellt, basta."

Aber in den Unterständen hielten sie nie lange aus. Er ging von

Des Landmanns Sonntagsblatt.

Allgemeine Zeitung für Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.

Gratisbeilage zur „Adreiner Zeitung“.

1915.

— Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird gerichtlich verfolgt. (Geleg. vom 2. Juni 1901.) —

Das Brahma-Huhn.

von Biesse. (Mit Abbildung.)

Man kann den Wert einer Hühnerrasse lediglich nach der äußeren Erscheinung beurteilen, so müßte das heute im Bild dargestellte Brahma-Huhn unbedingt Berücksichtigung finden, denn seine massigen Körperpartien lassen die angenehmsten Vermutungen über etwa 30 Jahren galtigen die Brahmas als das imposanteste Schaubild, das sowohl durch die Wucht seiner Gestalt als auch durch die Fülle seines Gefieders allgemein auffiel. Eine Grundbedingung der Brahmas allerdings nicht, sind sie — man kann eigentlich Brahmanennen — aus einer Mischung von Schanghais, später „Cochins“ und Malayen entstanden. Bald ließ die Bezeichnung für diese Riesen nach, auch nur einseitig und hatte lediglich Züchtergeheimnisse.

Züchtergeheimnisse be-
trifft wohl heute noch
Brahma-Huhn, und
auch auf seine Kosten,
handelt sich hierbei
um Tiere der statt-
lichsten und schönsten
Art in ihrer äußeren
Gestalt abgerundete Formen auf-
zuweisen. Der Rumpf ist groß und massig
auf gedrungene Schenkel, die
voll befiedert sind. Auch die
wie die außenstehende und die mittlere
seinen starken Federbesatz auf. Dieses
ist allerdings die Hauptursache
für die Haltung, welche die Züchter gegen-
über haben. Der Rücken der Brahma
und die Brust tief und voll. Die
geschlossenen Flügel begrenzen das voll
Sattelform und gehen in den im
zu anderen Rassen etwas unbedeu-
tend über. Man kann aber kaum
sagen, daß letzterer mit dem kompakten
nicht harmoniere. Auch der Kopf ist
sehr Gesicht federlos und rot mit leb-
haften Augen, die etwas tief liegen. Die
Halsfedern sind groß, die Kehlschlingen dagegen
klein; auch der Kamm ist klein, zum
niedrig, und besteht aus drei Reihen
von denen die mittlere die höchste ist.

Die Zucht auf die Feder ist etwas schwierig, namentlich die dunklen Brahmas sind ziemlich selten geworden, weil gerade hier die Erziehung korrekter Nachkommen sehr schwierig ist. Sonderbarerweise bringen unkorrekt gezeichnete Hühner viel bessere Nachzucht hervor als gut gezeichnete Tiere. Da man aber nicht weiß, wie weit der Grad dieser Unkorrektheit gehen muß, so blieb man mehr bei der hellen Varietät, deren Federzucht viel einfacher und dankbarer ist.

Dem Brahma-Huhn entstanden in den Langhans, den Plymouth-Rocks und auch den Wyandottes gefährliche Nebenbuhler, und es hat



Heile Brahmas (englische Zucht).

darum auch bald wesentlich von seinem Ruhme verloren. Ganz konnte ihm aber der Ruhmeskranz, den es sich durch den veranlaßten Um- und Aufschwung auf dem Gebiete der Geflügelzucht erworben hatte, nicht entzogen werden. Namentlich als Kreuzungstiere behielten die Brahmas ihr Ansehen, und gar manche der heutigen Rassen sind durch Hinzuziehung von Brahmablut herausgezüchtet worden. Man kann dieser Rasse eben einzelne Rasseigenschaften nicht absprechen. So muß man zugeben, daß sie angesichts ihrer 70 bis 73 cm Höhe und ihres Gewichts von 6 kg und mehr ein wertvolles Fleischhuhn darstellt. Auch die Winterlegetätigkeit ist zu rühmen, wenngleich die Eier nicht sehr groß sind und auch nicht in sehr großer Zahl zur Welt kommen.

Ein Wirtschaftshuhn sind die Brahmas trotz allem nicht. Sie sind sehr phlegmatisch

und neigen bei reichlicher Fütterung zu leicht zur Verfettung, dem Fundament aller Züchtungs-
hindernisse. Daß die stark befiederten Ränge die Brutluft und treue Kükenversorgung völlig wertlos machen, weil hierbei zu viel Eier und auch Küken zu Schaden kommen, muß uns gleichfalls abhalten, diese Rasse für den Nutzgeflügelhof zu wählen.

Das Beizen des Saatweizens.

Von Dr. Hugo Kahl, Kiel.

Das verbreitetste und älteste Verfahren, den Saatweizen gegen Steinbrand zu schützen, besteht in der Behandlung der Samen mit einer Lösung von Kupfervitriol. Nach Prof. J. Kühn wird das Kupfervitriol fein gestoßen, in heißem Wasser aufgelöst und zu kaltem weichem Wasser — für je 1 kg 200 l Wasser — in einen Bottich gegossen, so daß der hineingeschüttete Same noch eine Querhand hoch mit der Lösung bedeckt ist. Der

Weizen wird wiederholt umgerührt und alles an der Oberfläche schwimmende abgeschöpft. Nach zwölf bis sechzehn Stunden wird der Weizen ausgeworfen, flach ausgebreitet und fleißig gewendet. Er ist dann nach sechs Stunden für Handaat und nach zwölf Stunden für Maschinenaat trocken. Samen, welcher nach dem Trocknen nicht sogleich ausgesät werden kann, muß ganz dünn ausgebreitet werden.

Durch die Beizung sollen die dem Samen anhaftenden

Sporen des Steinbrand unschädlich gemacht, d. h. ihre Keimkraft soll zerstört werden. Bei der Kupferbeize haben wir es mit einer ausgesprochenen Desinfektions-

wirkung zu tun, das die Keimung hemmende Kupfer-
vitriol wirkt stetig, weil es nicht durch mehrfache, nachträglich erfolgende Wäsche des Saatgutes mit fließendem Wasser entfernt wird. Zur Desinfektion sind verhältnismäßig geringe Mengen eines Giftstoffes, in unserem Falle das Kupfervitriol, erforderlich, es genügt eine 0,5prozentige Lösung des Salzes. Wollte man eine sofortige Giftwirkung erzielen, die Brandsporen in einer gegebenen Zeit töten und nicht nur am Auskeimen hindern, so müßte man viel stärkere Lösungen anwenden, Lösungen von so hoher Konzentration, daß die Keimkraft des Weizens selber vernichtet würde.

In der Kupferbeize, die noch immer als sehr zuverlässig gilt, werden die dem Saatgut anhaftenden Brandsporen nicht abgetötet, es wird ihnen aber — und darauf kommt es praktisch an — die Keimungsmöglichkeit genommen.

An Stelle des Kupfervitriols ist in den letzten Jahren das Formalin, eine 40prozentige Lösung

von Formaldehyd in Wasser, zum Beizen des Saatgutes empfohlen. Die desinfizierende Kraft des Formaldehyd in wässriger Lösung ist unendlich viel größer als die des Kupfervitriols. Den Versuchen von J. Stahl, von E. van Ermengen und Sugg zufolge werden die Sporen von Milzbrandbazillen, die außerordentlich widerstandsfähig sind, sowie auch die zählebigen Dauerformen aus der Gartenerde durch eine 0,1prozentige Lösung von Formaldehyd bei einstündiger Einwirkung getötet. Die Sporen beim Kupfervitriol erdörte Desinfektionswirkung tritt in viel schwächeren Lösungen zutage. In einer 0,02% Formaldehyd haltenden, mit Hefe geimpften Nährlösung tritt keine Gärung ein, und 0,05 % verhindern jegliches Wachstum niederer Pflanzen, auch das von Schimmelpilzen in der Milch, obwohl diese an sich einen vorzüglichen Nährboden für niedere pflanzliche Organismen bilden.

Vergleichen wir das Kupfervitriol und das etwa 40prozentige Formaldehyd enthaltende Formalin in ihrem Wirkungsgrade, so ist es ohne weitere Erläuterungen jedem klar, daß zur Beizung des Saatgutes mit Formalin in ganz anderer Weise verfahren werden muß. Es stehen zwei Wege offen:

1. Man wendet Konzentrationen an, die eine vollständige Vernichtung der Brandsporen bewirken; 2. man arbeitet mit Konzentrationen, die zu einer Hemmung der Keimkraft der Brandsporen ausreichen, wie in der Kupfervitriolbeize.

Der erste Weg wird in der Praxis oft empfohlen, obwohl er aus Gründen, die nachfolgend auseinandergesetzt werden sollen, mindestens gefährlich ist. Hierfür folgendes Beispiel aus der Praxis: Ein Landwirt hatte bei einer Fachzeitschrift angefragt, welchem Verfahren des Einbeizens der Vorzug zu geben sei, dem mit Kupfervitriol oder dem mit Formaldehyd. Darauf wurde ihm folgende Antwort von einem Praktiker gegeben: „Das Saatgut wird drei- bis viermal je eine Minute lang in eine Formaldehydlösung getaucht, die auf 100 l 1,25 kg 40prozentiges Formaldehyd (Formalin) enthält, und darauf einmal in reines Wasser untergetaucht. Dann wird dasselbe zum Trocknen ausgebreitet. Die Säde werden ebenfalls durch Einlegen in die gleiche Lösung desinfiziert, worauf dieselben nicht in Wasser gespült zu werden brauchen. Die Beize mit dem Formaldehyd verdient deswegen den Vorzug vor einer solchen mit Kupfervitriol, weil das gebeizte Getreide, welches nicht als Saatgut verbraucht wird, ohne Nachteil zu anderen Zwecken benutzt werden kann.“ Wenn man 100 l Wasser mit 1,25 kg 40prozentiges Formaldehyd haltendem Formalin mischt, so erhält man eine 0,5prozentige Formaldehydlösung. Diese wirkt nicht nur entwicklungshemmend auf die Keimkraft der Brandsporen, sondern tötet diese innerhalb der gegebenen Beizezeit ab. Durch die einmalige Wäsche des gebeizten Getreides wird das Formaldehyd nicht vollständig entfernt, die Folge ist eine andauernde Nachwirkung desselben, und zwar eine sehr gefährliche, um so gefährlicher, je ungenügender die nachfolgende Wäsche des Saatgutes mit Wasser ist. Das Formaldehyd greift in der vorgeschlagenen Konzentration (0,5 %) schon das Korn an, setzt die Keimkraft herab in der vorgeschriebenen Zeitdauer, weil es die äußeren Schichten des Samens härtet. Dadurch, daß es unmöglich ist, durch einfache Wäsche das Formaldehyd zu entfernen, wird die Keimkraft noch weiter vermindert.

Der erwähnte Landwirt hatte nach der Vorschrift gearbeitet und das Saatgut totgebeizt. Er glaubte, ein zu starkes Formalin in einer Apotheke erhalten zu haben, die Untersuchung ergab aber, daß dieses anstatt 40 % nur 35 % Formaldehyd enthielt. Die Ursache lag also lediglich darin, daß die kaum 0,5prozentige Lösung zu stark gewählt war. Aberdies ist es praktisch dem Landwirt unmöglich, nach der angegebenen Vorschrift zu arbeiten, er kann die Beizung großer Saatmengen nicht innerhalb der vorgeschriebenen Zeit ausführen, es läßt sich nicht vermeiden, daß das Korn längere Zeit der Einwirkung einer sehr stark gewählten Formaldehydlösung ausgesetzt bleibt. Die Folge wird stets eine wesentliche Schwächung der Keimkraft, wenn nicht eine vollständige Totbeizung des Saatgutes sein. Man bedenke, daß das Formaldehyd zu unseren stärksten Desinfektionsmitteln gehört, daß der Landwirt in den seltensten Fällen Gemisch und bakteriologisch so geschult ist, daß er den Wirkungsgrad innerhalb gewisser Zeiten be-

urteilen kann, um zu verstehen, daß es verkehrt ist, dieses Desinfektionsmittel in einer verhältnismäßig so starken Konzentration anzuwenden. Zur Vernichtung der Brandsporen würden 0,2prozentige Lösungen innerhalb fünf Minuten auch ausreichen, zumal das Formaldehyd, wie ich schon betonte, sich nicht völlig entfernen läßt, mithin stets eine Nachwirkung stattfindet.

Weit richtiger ist es entschieden, den zweiten Weg zu beschreiten und das Formaldehyd in Konzentrationen anzuwenden, die eine Hemmung der Keimkraft der Brandsporen gewährleisten, ohne daß die Keimkraft des Saatgutes beeinträchtigt wird. Die hier vorliegenden Arbeiten sind noch sehr unvollkommen; Versuche im großen, die allgemein ausschlaggebend sind, fehlen meines Wissens leider vollständig. Soviel steht aber fest, daß eine 0,05prozentige Lösung zum Beizen des Saatgutes geeigneter sein würde als eine 0,5prozentige, da diese Konzentration vollständig ausreicht, eine dauernde Wachstumshemmung der Brandsporen zu bewirken. Selbstverständlich müßte man die 0,05prozentige Lösung eine halbe Stunde und nicht etwa einige Minuten einwirken lassen. Zweckmäßig würde man in der für Kupfervitriol von J. Kühn vorgeschlagenen Weise arbeiten, die Einwirkungszeit aber auf eine halbe Stunde beschränken.

In dieser ersten Zeit, die alle Kräfte der Landwirtschaft in Anspruch nimmt, dürfen aber derartige Versuche nicht im großen angestellt werden. Die vorliegenden, im kleinen Maßstabe ausgeführten Untersuchungen sind für die Praxis zu wenig maßgebend, als daß man jetzt die Anwendung im großen raten dürfte.

Das Formaldehyd ist übrigens nicht unsere neueste Errungenschaft auf dem Gebiete der Saatbeize. Die Elberfelder Farbenfabriken brachten unter dem Phantasienamen Upsulon ein lösliches Quecksilberphenolat auf den Markt, welches Kupfervitriol und Formaldehyd als Beizmittel weit übertreffen soll. Es ist jetzt nicht die Zeit, einer Prüfung näher zu treten, wir haben unser Saatgut sehr nötig. Wenn der Fieber eingeläutet ist, werden große landwirtschaftliche Versuchstationen feststellen können, in welcher schwächeren Konzentration das Formaldehyd noch sicher beizt, und ob das Quecksilberphenolat wirklich alle anderen Beizmittel übertreffe. Jetzt dürfte es sich empfehlen, dem sicheren Kupfervitriol den Vorzug zu geben. Auf jeden Fall ist die Verwendung 0,5prozentiger Formaldehydlösungen verkehrt; durch sie muß ein Totbeizen des Getreides stattfinden, zumal der Landwirt nicht auf die Sekunde arbeiten kann, wie der Chemiker im Laboratorium.

Kleinere Mitteilungen.

Klauengeschwüre der Zugrinder. Rinder, welche zum Anspannen benutzt werden, verletzen sich zuweilen die Haut zwischen den Klauen. Infolge einer solchen Verletzung entsteht leicht eine Ansteckung, wobei der Fuß anschwellt, das beschallene Gewebe abstirbt und sich das sogenannte Klauengeschwür bildet. In diesem Falle stellt sich häufig Fieber ein; die Tiere fressen schlecht oder gar nicht und verraten große Schmerzen in den Klauen. Sie getrauen sich nicht mehr, den Fuß auf den Boden aufzusetzen, und die beiden Klauen stehen weit auseinander. Zwischen ihnen entsteht alsdann eine nußgroße Geschwulst, die allmählich in Eiterung übergeht. Macht man an dem kranken Fuß warme Umschläge mit gekochtem Weinsäure oder Heublumen, so bildet sich bald in der Geschwulst Eiter, der sich entleert, wobei die Schmerzen nachlassen, und es erfolgt bei entsprechender Pflege in etwa einer Woche Heilung. Notwendig ist es aber, daß man nach dem Aufbrechen des Geschwüres die kranke Stelle durch Kreolinbäder rein erhält, wozu man auf den halben Kübel warmen Wassers etwa drei bis vier Löffel voll Kreolin verwendet. Auch muß der kranke Teil sorgfältig mit Verbandwatte bedeckt und der ganze Fuß gut verbunden werden. Vernachlässigt man den kranken Fuß, so kann eine Zerstörung bis auf die Sehnen und Gelenke eintreten, und die Tiere gehen dann zugrunde. Eine rechtzeitige Zuziehung des Tierarztes ist daher zu empfehlen.

Bei der Gehirnentzündung der Schweine hört die Lust zum Fressen entweder gleich auf, oder sie ist sehr gering. Das davon befallene Tier hat einen stieren, oft feurigen Blick, geht

taumelnd mit gesenktem Kopf herum, schlingt beständig den Kopf umher. Andere stampfen mit den Vorderfüßen, beißen um sich und laufen, wie dem Kopfe wider die Wände. Dabei schreien die Tiere durchdringende Schreie aus, schnüffeln an den Häuten und geifern. Der Schädel wird sehr warm. Später werden sie wie betäubt und gelähmt. Die meisten Tiere verenden binnen zwei Tagen. Man mache sofort einen Abstrich und begieße den Kopf häufig mit kaltem Wasser. Innerlich ist Glaubersalz zu nehmen, ferner Küstiere von Seifenwasser. Das Schlachten ist jedoch vorzuziehen.

Geflügelstarkfäule. Eine besonders häufige der edleren Geflügelrassen nicht selten vorkommende Krankheit ist die Tuberkulose, die kommt am häufigsten bei Hühnern, Tauben und dem Wassergeflügel vor. Die Krankheit ist gewöhnlich der Tuberkulose des Menschen gleich, indessen nicht mit ihm identisch. In neuerer Zeit hat man diesen Bazillen bei tuberkulösen Erkrankungen von Schweinen beobachtet, und ist eine Ansteckung dieser leicht dadurch zu erklären, daß die beim Schlachten Gelegenheit hatten, die fortgeführten und kranken Eingeweide von solchem Geflügel zu fressen. Befindet sich ein an Tuberkulose erkranktes Huhn in einem Bestande, so ist die Geflügelstarkfäule für die übrigen Hühner natürlich gefährlich, da das kranke Tier mit den Abgängen und Exkreten oft in großen Mengen a. scheidet. Die Leeren werden beim Auspicken der Nahrung leicht wieder von gesunden Tieren mit aufgenommen, und so kann die Krankheit sich schnell im Bestande ausbreiten. Eine Übertragung der Tuberkulose durch die Eier, wie häufiger angenommen wird, findet nur sehr selten statt. Die Krankheit tritt in allmählich zunehmender Schwere ab, Abmagerung, von der speziell der Brustumfange betroffen ist, so daß man in fortgeschrittenen Stadien oft nur einen von Haut überzogenen Brustkorb sieht. Rachen und Kehlkopf werden immer blässer, das Gefieder sieht struppig gegen Ende des Leidens stellen sich starke Fäule ein, so daß die Tiere unter völliger Entkräftung schließlich eingehen. Vereinzelt kommt vor, daß noch verhältnismäßig kräftige, infolge einer inneren Verblutung nach einer erkrankten Leber auch ganz plötzlich bei der Zerlegung kranker Hühner starke vornehmlich Veränderungen am Darmes selbst und in seiner Nachbarschaft festzustellen sind, bis walnußgroße Knoten, die beim Zerlegen eine mörserartige Beschaffenheit aufweisen, die Herbe sind auch meist in der Leber und Milz zu finden. Ist die Tuberkulose im Bestande einwandfrei festgestellt, so gilt es, zunächst zu ermitteln, wie weit die Krankheit sich geistert hat. Zu diesem Zweck sind Probebeschachtungen einiger scheinbar noch gesunde Vögel vorzunehmen. Erweisen sich diese von dem Leiden schon ergriffen, so ist das beste, den ganzen Bestand abzusondern und soweit als möglich noch zu veranlassen, die einmal erkrankten Hühner doch nicht zu fressen. Andernfalls sind die noch Gesunden in den Kranken sofort zu trennen, letztere, Verdächtigen aber ebenfalls wieder zu fressen. Der betreffende Stall, der Stallboden, die Stangen, Fütterungsnapfe usw., sind gründlich zu reinigen und zu desinfizieren, ehe die Vögel in den alten Stall zurückgebracht werden. Verbliebenen Hühner sind auf ihren Gesundheitszustand sorgfältig zu kontrollieren, wobei auf eine beginnende Abmagerung zu achten. Erkrankte Ställe sind sofort wieder auszufüllen, die Entleerungen der Hühner müssen entfernt und der Stallboden wie der Stall selbst sauber gehalten werden. Bei der Bekämpfung der Tuberkulose ist ferner auch die Vertilgung der Ratten und Mäuse im Stall zu sorgen, da diese Rager einmal den Bazillen empfänglich sind, andererseits das Ansteckungsmaterial weiter verschleppen. Infolge der Übertragbarkeit der Tuberkulose müssen die Eingeweide kranker Vögel unschädlich beseitigt werden.

Brotsuppe. Auch vom Kriegsbrote kann eine gute Suppe kochen. Man soll das Brot nicht überbacken, es kann aber doch zu hart kommen, und diese verwendet man auf folgende Weise: Die Brotreste werden in

geröstet, dann gerieben. übriges
läßt man vergehen und dämpft darin
ein Brot. Man füllt mit Wasser auf,
bei einem Suppenwürfel daran, oder
etwas Bratenfsauce hat, genügt diese
Salz. über Ei und sauren Rahm
gibt es ein vorzügliches, kräftiges
Für drei bis vier Personen genügt
eine voll geriebene Brot, so daß auch nicht
Stückchen verloren geht oder in den
zu wandern braucht. M. P. D.
Gemüse. Das bekannteste und belieb-
teste Gemüse ist wohl der Spinat, dessen
allgemein bekannt sein dürfte. Fast
in jeder Beziehung ist die Melde,
dieselbe Art zubereitet wird. Der ab-
gekochte und Rosentohl, dessen Strünke
vorher, treibt im Frühjahr zarte, grüne
Blätter, die ebenfalls ein vorzügliches Gemüse
ist. In weiteres frühes Gemüse ist Stiel-
linsen, Rübsteiel. Rübsteien fät man recht
in der Länge die Blättchen noch zart sind,
Bazill wie Spinat bereitet. Später streift
man den Stielen ab, schneidet letztere in
glatte Röhren und läßt sie in kochendem Wasser
garen. In einen Seiber geschüttet, drückt
man das Mehl geschwigt, mit etwas Milch auf-
zulösen, Salz und Salz dazu gegeben und
die Masse damit durchgeseigt. Bei längerem
kochen nimmt die Sauce leicht. — Auch im
Frühjahr gibt es noch allerlei zarte, junge
Beil. Da die man sogar zum Unkraut rechnet,
ist ein sehr nützliches, gesundes Gemüse liefern.
Auf nur die Brennnessel. Schwengahn und
ell man nennen. Ein grünes Gemüse muß
er kochen, von dem gewiß noch keine der
enommen gehört und gekostet hat. Gegeben habe
krank noch nicht, aber Tatsache ist folgendes
Satz: „In dem Garten eines recht klugen (?)
Bauern war ein prachtvolles Beet mit Meer-
littene bekannte Daten eines Tages, ihnen etwas
gogener Boll Eifer und Bereitwilligkeit nimmt
war eine Siegel und fächelt einen Korb voll
etwa Großes Staunen bei den Bekannten
ich starrte an, daß man vom Meerrettich
völlig Blätter, sondern die Wurzeln äße.
sagte der Ehegatte, „Ich habe es
kräftig: wenn ich bei anderen Leuten Meer-
nach war er weiß, und bei uns war er
hlich.“ Hat vielleicht jemand Lust, dieses
er fische zu probieren? — Ein sehr gutes,
Darmgemüse ist das von Radieschen. Die
ist fisch Haut schält man ab. In kochendem
im Wasser werden die Radieschen dann weich.
aufweiche Butter schmilzt man Mehl, füllt mit
etwas Fleischbrühe auf, gibt das nötige
fultose und läßt die Radieschen darin durch-
so gar dem Anrichten gibt man sauren
Kraut, auch einige Tropfen Zitronensäure
ein Karan und noch ein kleines Stückchen
ar noch ist ein feines Gemüse. M. P. D.

Frage und Antwort.
Herausgeber für jedermann.
In der hohen Auflage unseres Blattes sehr
nützlich, so hat die Fragebeantwortung für
den Leser, wenn die Briefe eintreffen. Es werden
lediglich Fragen beantwortet, denen 20 Pf. in
beigefügt sind. Davon haben dann aber auch
er zu der Beantwortung. Die allgemeine Interessen
werden außerdem hier abgedruckt. Anonyme
Fragen werden grundsätzlich nicht beachtet.)
Frage Nr. 116. Ein jähriges Fohlen ist so
verderblich im Fressen. Ich habe bis jetzt
etwas Häfsl aufgemengt, es besserte
sich, aber das Tier zeigt auch keinen Mut.
Ich gab ihm nasses Futter, da hatte es
Durchfall. Jetzt füttere ich es ganz
trocken, gebe ihm Wasser, soviel es will;
es hat sich gelegt, aber es nimmt trotz
dieser Fütterung auch nur wenig. Was kann
es an? S. in R.
Antwort: Geben Sie dem Pferde recht viel
einmal fressen und mit dem Futter dreimal
andere Glöfse künstliches Karlsbader
Dr. H.
Frage Nr. 117. Kann ich 40prozentiges
Kopfschmerzmittel auf Roggen geben, und
Morgen, oder ist ein anderer Dünge-
mittel? S. in R.
Antwort: Die Kalisalze werden im all-
gemein auf Kopfschmerz nicht verwandt. Wenn
man diesem Jahre, wo es Chilisalpeter
verwendet andere Stickstoffsalze nur sehr

beschränkt gibt, einen Versuch machen wollen, so
streuen Sie auf einen Morgen (1/4 ha) ein Gemisch
von einem Zentner 40prozentigem, schwefelsaurem
Kali und zwei Zentnern Thomasphosphatmehl.
Daselbe ist mit einer leichten Egge einzueggen.
Jedenfalls wird sich eine gute Nachwirkung bei
der Nachfrucht, wie etwa Kartoffeln, zeigen. R. J.

Frage Nr. 118. Von meinen vier Wochen
alten Ferkeln, die anfangs ganz gesund waren,
bekamen einige einen braunen Kopf und braune
Ohren. Die Tiere husten, machen das Maul auf
und ringen nach Atem. In 24 Stunden verenden
sie. Um welche Krankheit handelt es sich und was
kann man dagegen tun? C. T. in D.

Antwort: Ihre Ferkel sind an ausge-
sprochener Schweinepneumonie erkrankt. Ein Heil-
mittel gegen die Seuche gibt es nicht, wohl aber
kann Impfung zur Vorbeuge erfolgen. Sie
müssen sich deshalb an einen Tierarzt wenden.
Schweinepneumonie ist ansteckend! S.

Frage Nr. 119. Unter meinem Kaninchen-
bestande sind schon häufig Sterbefälle vorgekommen.
Die Kaninchen magerten bei gutem Futter ab, und
gelochte Kartoffeln und Heu) ab und gingen zuletzt
ein. Was ist zu tun? P. J. in B.

Antwort: Wenn Sie keine weiteren
Krankheitserscheinungen angeben, sind wir außer-
stande, die Ursache des Sterbens Ihrer Kaninchen
festzustellen. Daß die Tiere abmagern, ist nicht
ein Zeichen einer bestimmten Krankheit, zumal
Ihre Fütterung keineswegs eine so gute, das heißt
kräftige ist. Kartoffeln und auch Rüben sind wenig
nährhaft, und wenn das Heu nicht besonders gut
ist, dann darf uns das Abmagern nicht verwundern.
Sie müssen den Kaninchen etwas Kleie oder Gerst-
schrot, vielleicht auch Leinsamenschrot oder ähnliches
beimischen. Vielleicht können Sie auch einige
Verstärker erwerben und reichen? Wenn die
Kaninchen aber zeitweise eingehen, so wird doch
wohl eine Krankheit zugrunde liegen. Wir vermuten
Tuberkulose, vielleicht ist es gar Gregarinoase, die
recht ansteckend ist und wenig Aussicht auf
Heilung gibt. Schneiden Sie ein verendetes Tier
auf und beschreiben Sie uns das Äußere der
Lunge, Leber und Därme. Eine Desinfektion des
Stalles wird dringend und wiederholt nötig sein. H.

Frage Nr. 120. Im vorigen Jahre ging
ein Pfirsichbaum durch die sogenannte Honig-
laus ein. Was ist zu tun? P. J. in B.

Antwort: Ihr Pfirsichbaum ist den Blatt-
läusen zum Opfer gefallen, die sich oft plötzlich
und in großer Menge einstellen, sich ungemein
schnell vermehren und wohl keine Pflanzenart
verschonen. Um dieselben zu vernichten, empfehlen
wir Ihnen häufige Spritzungen mit Floravit
(zehnprozentig). Pfirsichbäume sind im allgemeinen
gegen Spritzmittel recht empfindlich; außer obiger
Flüssigkeit haben die Pfirsiche aber auch Schacht's
Schwefelsäurebrühe (fünfprozentig) gut vertragen.
Da sich oft außer den Blattläusen auch Ameisen
einstellen, so müssen Sie diese durch starke Zuder-
fütterung ablenken und vernichten. H.

Frage Nr. 121. Im Sonntagsblatt las ich
unlängst einen Artikel über Matador, das sich vor-
züglich als Schweinefutter eignen soll. Was muß
man hierzu noch füttern zur nicht zu seltenen
Mästung von Ferkeln? Wie wird eine Matador-
pflanzung angelegt? Wo kauft man Ferkel? Oder
ist es für mich als Nichtlandwirt, der nichts von
Viehzycht versteht, besser, trotz der hohen Fleisch-
preise, das Schweinefleisch zu kaufen? W. B. in K.

Antwort: Matador ist eine Züchtung der
Comreyrpflanze. Comfrey ist eine andauernde
Pflanze und kann fünf- bis sechsmal im Jahre
geschnitten werden. Kaufen Sie aber lieber keine
Ferkel. Wenn Sie noch nie in Ihrem Leben
Geld verloren haben sollten, bei der Schweinemast
berlieren Sie es mit positiver Sicherheit, zumal
Sie nicht Landwirt sind und nichts davon verstehen;
das Pfund Lebendgewicht kann Ihnen dabei leicht
2 Mk. kosten. Hören Sie in Ihrem eigenen
Interesse auf unsern guten Rat, er ist in diesem
Falle wirklich mehr wert als das ausgefandene
Porto. B.

Frage Nr. 122. Ich habe eine dreijährige
Färse, welche vor drei Wochen gekalbt hat. Seit
Ende Januar ist das Tier steif auf den Beinen,
besonders hinten. Es kann die Füße nicht vom
Erdboden fortbekommen, und beim Herumtragen
hört man ein Knacken in den Gelenken. Es scheint,
als wenn die Färse den Krampf in den Beinen
hat. Was ist hiergegen zu tun? S. G. in R.

Antwort: Die Färse leidet an Rheumatismus.
Lassen Sie sich ein Pulver machen, bestehend aus

50 g salzsaurem Natron und 200 g Altes Wurzel.
Hieron geben Sie dem Tier alle drei Stunden
zwei gehäufte Glöfse voll mit 1/2 l Wasser als
Schütteltrank ein. Die Beine und besonders die
Gelenke müssen mit Kampferspiritus, dem etwas
Terpentin zugesetzt wird, eingerieben, tüchtig
frottiert und massiert und dann mit wollenen
Lappen eingewickelt werden. Der Stall muß
warm und gut ventiliert sein, das Tier darf nur
wenig Nahrung erhalten (Weizenkleie, Leinsamen
ins Saufen). Es ist für offenen Leib, wenn nötig
durch Glaubersalz, zu sorgen. Tüddeden mit
großer, warmer Decke! B.

Frage Nr. 123. Ich habe jetzt ein drei-
jähriges Fohlen angespannt. Jedesmal, wenn es
in der Dreschmaschine geht, bekommt es plötzlich
Angst, will schnell vorwärts und wirft sich dann
hin. Wenn man es antreibt, springt es auf und
sieht sich ganz verstimmt um. Im Wagen und im
Ader habe ich noch nichts hierbon bemerkt. Sollte
sich das Pferd vielleicht deshalb hinwerfen, weil
es nicht recht vorwärts kann, um sich Luft zu
machen? S. G. in R.

Antwort: Das Pferd leidet höchstwahrscheinlich
an einer Gehirnkongestion, die durch vermehrten
Blutandrang nach dem Gehirn hervorgerufen wird.
Die Ursachen treten besonders in der Erscheinung,
wenn die Tiere im engen Kreise (also im Göpel-
ring, hauptsächlich im inneren kleinen Kreise) laufen
müssen. Das ist so ähnlich wie bei Menschen, die
das Karussellfahren nicht vertragen können. Man
beobachtet einen solchen Zustand meist bei jungen
Pferden. Zu machen ist hierbei nicht viel. Wenn
das Tier im Ader und im Wagen nicht versagt,
dürfen Sie es eben nicht in den Göpel spannen.
Treten jedoch derartige Anfälle auch hier auf, so
ziehen Sie möglichst bald einen Tierarzt zu Rate,
denn es besteht dann die Möglichkeit, daß sich aus
der Gehirnkongestion Dummholler entwickelt. An
Luft fehlt es dem Tier sicher nicht. B.

Frage Nr. 124. Meine Kanarienvogel scheint
Ungeziefer zu haben, da er sich fortwährend
kratzt, auch an Bauch, Hals und Kopf fast keine
Federe mehr besitzt. Was ist dagegen zu tun?
M. T. in V. und J. G. in Gr. A.

Antwort: Der Vogel ist zunächst in einem
mit siedendem Wasser gründlich gereinigten Käfig zu
bringen und das alte Bauer — einschließlich der
Sitzstangen und Futternapfe — in derselben Weise
zu reinigen. Die nackten Hautstellen des Tieres
sind hierauf mit gutem Petroleum einzupinseln
und echtes persisches Insektenpulver darauf wie
unter das übrige Gefieder zu säubern. Dieses
Heilverfahren ist bis zum vollen Erfolge alle drei
Tage zu wiederholen. Aber auch wenn der Vogel
völlig ungeziefert ist, muß eine öftere gründliche
Säuberung des Käfigs in der oben erwähnten
Weise stattfinden. B.

Frage Nr. 125. Meine Tauben fliegen
niets nach dem Verlassen des Schloßes auf einen
Balkon, den sie greulich verunreinigen. Wie
kann ich die Tauben fernhalten? J. G. in Gr. A.

Antwort: Es wird nicht leicht sein, die
Tauben vom Balkon fernzuhalten, wenn man
ihnen nicht einen in nächster Nähe gelegenen
Ruhepunkt anweisen kann. Vielleicht hält ein
weit vorstehendes, sehr weites Drahtgesecht, das
zur Sommerszeit den anzupflanzenden Schling-
pflanzen als Stütze dienen kann, die Tauben
fern, da sie auf schwachem Drahte nicht gut sitzen
können. Das Gesecht müßte allerdings den
Balkon an allen wahren Stellen umhüllen. B.

Frage Nr. 126. Ich habe mir auf dem Markt
drei kleine Schweine gekauft und dabei leider über-
sehen, daß das eine am Unterkiefer eine Schwellung
hatte, die vom Verkäufer geschnitten worden ist.
Mir sagte jemand, die Schwellung sei tuberkulös.
Die Tiere sind sonst munter und fressen gut,
haben aber auf der Haut den sog. Ruß. R. in W.

Antwort: Die Schwellung braucht durchaus
nicht tuberkulös zu sein, das ist bei so jungen
Tieren ja sogar sehr unwahrscheinlich. Es wird
sich eher um eine Eiterbeule handeln, die vom
Vorbesitzer aufgeschnitten worden ist. Möglich
wäre es ja, daß sich die Beule wieder füllt und
vergedhet; da müssen Sie sie weich werden lassen
und an der weichsten Stelle aufschneiden. Um
Knochenwurm (Windborn) dürfte es sich kaum
handeln, da Aktinomykose beim Schwein sehr
selten vorkommt. Gegen den Ruß empfehlen sich
mehrfache Wajchungen der Schweine mit gelber
Schmierseife, gründliche Reinigung des Stalles
und trockenes, warmes Lager. Leicht verdauliches
Futter! J.

Latrinendüngung sollte in diesem Jahre, da es an Stickstoffdünger mangelt, in der umfangreichsten Weise im Garten und auf dem Felde Verwendung finden. In ganz flüssiger Form, bei Trockenheit noch verdünnt, kann der Latrinendünger sogar während des ganzen Sommers Verwendung finden, indem er einfach um die Gemüsepflanzen herumgegossen wird. Die Anwendung dieses Düngers wirkt beinahe Wunder, besonders, wenn nach dem Eintrocknen der Boden gleich wieder mit einem schmalen Schaufelisen aufgefkrat und so der Einwirkung der Luft zugänglich gemacht wird. Um den Dünger rein flüssig zum Ausgießen aus der Gießkanne fertig zu haben, wird ein alter Korb in den Latrinbehälter gesetzt, welcher, etwas beschwert, nur die Flüssigkeit eindringen läßt, und woraus dann leicht geschöpft werden kann. Eine Verdünnung wird erzielt, wenn man das Regenwasser, welches sich in der Dachrinne des „stillen Häuschens“ sammelt, in den Latrinbehälter leitet.

Gemüse für Feldkulturen. Abgesehen von Kohl, welcher sich nicht überall zur Massenkultur eignet, gibt es Gemüse, welche selbst unter mittleren Verhältnissen einen guten Ertrag bringen und immer verwendet werden können. Da sind z. B. die Frühbohnen. In guten Sorten gesät, gelangen sie zeitig auf den Markt und werden gern gekauft und gut bezahlt. Eine ebenso wertvolle Gemüsepflanze ist die Buschbohne. Sie wird, ebenso wie die Erbsen, auf ein Stück angepflanzt, das im letzten Jahre gut gedüngt wurde und daher keines frischen Düngers bedarf. Hat man kein derartiges Land, so düngt man mit Kompost, nicht aber mit frischem Stalldünger. Die beste Zeit zum Stecken des Samens ist die Zeit von Mitte bis Ende April, wenn ein paar gute Tage zu erwarten sind. Tritt nach dem Regen nasses und kaltes Wetter ein, so muß man nachsehen, ob die gesteckten Bohnen nicht teilweise ersetzt werden müssen. Auch diese Bohnen gelangen früh zum Verkauf und erzielen auf dem Markte und in den Konservenfabriken gute Preise. Eine gute Sorte ist die frühe Buschbohne „Kaiser Wilhelm“. Sind

die Bohnen abgeerntet, so kann man auf denselben Beeten noch mit Vorteil Spinat pflanzen. An dritter Stelle sind als gute Marktgemüsepflanzen die Gurken zu erwähnen, welche in guten Jahren wohl den höchsten Ertrag bringen. Sie ertragen die stärkste frische Düngung und sind auch für flüssigen Dünger dankbar. Große Erträge werden erzielt, durch den Spargelbau, sowie durch den Rosenkohl, Blumenkohl und Rhabarberanlagen.

Quetschhafer. In letzter Zeit wurde mehrfach die Frage besprochen, ob es zweckmäßig sei, zur Stredung der beschränkten Haferbestände und zur hauswirtschaftlichen Ausnutzung unserer Futtervorräte überhaupt dadurch beizutragen, daß man das Körnerfutter nicht heil, sondern in zerkleinertem Zustande verwendet und also z. B. den Hafer gequetscht verabreicht. Die Meinungen der Praxis über diese Angelegenheit gehen weit auseinander. Einzelne fürchten, daß ein solches Vorgehen keineswegs die gewünschte Wirkung erziele, sondern im Gegenteil den umgekehrten Effekt herbeiführe, weil infolge der durch die Zerkleinerung der Körner verminderten notwendigen Rauarbeit eine Verringerung der Einspeichelung des Futters und damit eine schlechtere Verdaulichkeit desselben eintreten dürfte. Diese Ansicht ist, wie Dr. J. Paechner in der Tageszeitung für Brauerei schreibt, zweifellos in den Tatsachen nicht begründet, und bei der üblichen reichlichen Durchmischung des Körnerfutters mit Pansen ist durchaus genügend Gelegenheit zur ergebnisreichen Durchkauen und Einspeicheln des beigemengten Körnerfutters gegeben. Andere Auffassungen verlieren sich im Gegensatz zur vorigen in einer weit übertriebenen Vorstellung über den praktischen Nutzen, den die besprochene Vorbereitung von Körnerfutter vermitteln soll. Man hört von einer Verbesserung der Ausnutzung um 30 v. H. und mehr, die damit angeblich erzielt wird. Dies ist zweifellos weit über das Ziel hinausgeschossen und entbehrt der realen Begründung. Bei diesen Erfahrungen liegen sicherlich Irrtümer in der Versuchsanstellung oder Mißverständnisse bei der Verbreitung derartiger

Ergebnisse vor. Ein richtiges Bild von der Bedeutung der Körnerzerkleinerung dürfte sich von Grandeaun geben, die dieser in dem Pferdebestande der Pariser Gesellschaft durchgeführt hat. Er fand allerdings regelmäßig eine gewisse Erhöhung der Ausnutzung durch das Quetschen, die betrug praktisch eine Verminderung bedarfs um 1/2 bis 1 v. H. Auf Erziehung ist damals in der genannten Gesellschaft die Verwendung von Quetschhafer gemein und dauernd eingeführt worden, fraglich ist, ob dies in normalen Zeiten wirtschaftlich ist, wenn man die erhöhten Kosten der Zubereitung aus Kriegszeit, wo es weniger auf den Preis als auf die bestmögliche Nutzung der Vorräte ankommt, ist dies jedoch ein Fall, und es kann daher für die Quetschen des Hafers als Sparmassenge empfohlen werden. Größere Bedeutung hat dieses Vorgehen auch in Zeiten für die Verwendung hartfaseriger Früchte, wie z. B. Mais; da ist es ökonomischer wie aus diätetischen Gründen am Platze. Von Wichtigkeit für Umstände aus eine weitgehende Zernahlung von Raufutter werden von Strohhafer. Wenn schon bisher damit wenig ausschlagreiche Ergebnisse haben, so wäre es doch denkbar, daß stimmten, noch festzustellenden Bedingungen Resultate nach dieser Richtung erzielt werden. Eine gewisse Aussicht eröffnen Versuche von Völz und Deutschland, in einem Gemenge von Strohhafer eine bedeutend bessere Verdaulichkeit gefunden wurde. Es wäre denkbar, daß ein Fingerzeig gegeben ist, um durch Trocknung der Hefe mit Strohhafer eventuell nach vorherigem Aufbräuen bzw. Durchmischen, Abstreichen des Hefe, eine weitere, neuartige Möglichkeit der Hefetrocknung anzubauen.



Garantol
Bestes Eier-Konservierungsmittel.
1000fach empfohlen.
Packung A für 120 Eier 25 Pfg.
" B " 300 " 40 "
" C " 400 " 50 "
" D " 600 " 75 " usw.
Es haben in Apotheken, Drogerien und Kolonialwarenhandlungen.
Packung A notfalls gegen 35 Pfg. in Marken durch Garantol-G. m. b. H., Dresden 19.

Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Jedem Landwirt sei zur Anschaffung empfohlen der handliche Taschenkalender:

J. Neumanns Taschenbuch und Notizkalender für den Landwirt auf das Jahr 1915.
Dauerhaft in braun Segelleinen gebunden, mit Bleistift.
Schwache Ausgabe A, mit vierteljährlicher Anordnung im Notizkalender, Preis 1 Mf. 20 Pf.
Bei Bezug von 10 Exemplaren und mehr pro Stück 1 Mf.
Stärkere Ausgabe B, mit halbjährlicher Anordnung im Notizkalender, Preis 1 Mf. 60 Pf.
Bei Bezug von 10 Exemplaren und mehr pro Stück 1 Mf. 40 Pf.
Die Partierreise von 1 Mf. bzw. 1 Mf. 40 Pf. treten aus in Kraft, wenn 10 Exemplare beider Ausgaben gemeinsam bestellt werden.
Ferner sei empfohlen der

Jagd-Albreißkalender 1915.
Herausgegeben von der Deutschen Jäger-Zeitung.
Großformat-Form 17,5 x 26 cm. Preis 2 Mf.
Ein reich illustrierter Albreißkalender — 168 Abbildungen — mit monatlichen Ratsschlägen für Jagdbetrieb und Wildbahn, sowie täglichen Belehrungen und Anregungen für weidgerechtes Jagen, Pflege und Pflege des Wildes.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und die Verlagsbuchhandlung J. Neumann, Neudamm.

Hals- und Lungenleiden
teile ich aus Dankbarkeit durchaus unentgeltlich die Einwendung des Briefpostens mit, wie ich durch ein einfaches wie billiges und dabei doch so überaus reiches Verfahren von meinem langwierigen Leiden starkem Asthma, Husten, Auswurf, Nachtschweißmagerung usw.) befreit wurde.
Leop. Dick, Grosskönigsdorf 393, Rheinh.

Ohrensaufen
Ohrenfluß, Schwerhörigkeit, nicht angeborne Taubheit befreit in kurzer Zeit Gehör.
Marke St. Pangratius.
Preis A 250; Doppelpackung A 4.—
Jahresliche Dankebriefe. Versand: Stadthauptkasse Pfaffenhofen a. Rh. 31 (Oberh.).

Lausep
vertilgt sicher, schnell, los jegliche Ungeziefer, fland. Postfach 111. Nachh. M. G. Glänzende Ergebnisse. Hermann Pank.



Schweinefütter
Pferdefütter in Massen
sowie Futter für alles Vieh liefert mein echter, riesenblättriger Original Elite-Gemisch, die beste Dille gegen die diesjährige Futtermittelflut. Pa. Steddinge
100 St. 1,50 M., 500 St. 4.— M., 1000 St. 8.— M., 10000 St. 50.— M.
Extra ausgewählte Rostfeddinge (ca. 4 Wochen früher treibend), 100 St. 2,50 M., 500 St. 8.— M., 1000 St. 15.— M., 10000 St. 50.— M.
sowie Futter geben, 100 St. 3,50 M., 500 St. 14.— M., 1000 St. 25.— M.
Kulturamweisung und Prospekt sofort.

H. Retelsdorf,
Dorndorf, St. Hamburg.

Lungen-Tee
(Nur echt mit Adler-Mark) nach ärztl. Verordnung, dient vor allem, den Appetit rege zu erh., zur Beförd. des Schleimauswurfes, zur Ausheilung der Bronchien. Der sehr lästige Husten und die schwelenden Nachtschweiß werden sehr bald nachlassen. — Doppelpackung 2 M. Bitte nur aus der Adler-Apotheke, München D 57, Sendlingerstrasse 13.
Im unterzeichneten Verlage erschien:

J. Neumanns Briefstaschen-Kalender für Feld und Jagd auf das Jahr 1915.
Mit Sonnen- und Mondzeit. Format 9,8 x 5,3 cm. Preis 25 Pf.
Jahrgang werden für 1 Mf. 10 Pf., zehn Stück für 2 Mf. geliefert.
Der kleine Kalender mit genauer Angabe des Auf- und Unterganges von Sonne und Mond sowie des Mondwechsels ist in jeder Brieftasche oder in jedem größeren Portemonnaie unterzubringen, er hat auch noch 16 Seiten Raum für kleine Notizen. Für unsere Krieger im Felde sowie für jeden Landwirt, Forstmann, Gärtner, Fischer, Jäger und für jeden, der sonst die Sonnen- und Mondzeiten häufig braucht, ist das Kalenderchen unentbehrlich.
Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages franko, unter Nachnahme des Vorkaufschlags von J. Neumann, Neudamm.

Große Emailletöpfe zum Kochen, Braten usw.
Marke In. Qualität (98)
ca. 20 Liter Inhalt 2,80 Mf.
" 22 " " 3,40 "
" 26 " " 3,70 "
" 30 " " 3,90 "
" 32 " " 4,25 "

Paul Schwenkert,
Emaille-Verbandhaus, Deffau L., Adestr. 10.

Zu Fabrikpreisen
50 m verz. 6ed. Westst. zu Bühnenböden, 1 m breit, Mark 4,50.
50 m verz. 4ed. für Räume, 1 m breit, Mark 10,80, ab Werk geg. Nachh. Inskripte Liste D 289 gratis.
Rheinisches Drahtwerk, Ruhrort.

Jedermann trage sein Papier
in den von uns gefertigten, äußerst dauerhaften, sehr wenig auftragenden, praktisch eingerichteten

Papiergeldtäschchen
Drei verschiedene Größen.

Kleinformat, zusammengelegt 14 x 9 cm.
Hält Scheine bis zum hundertfachen ungeheuren.
Preis: Einzelne Täschchen 60 Pf., zwei Stück 1 Mf., drei Stück 1,70 Mf., fünf Stück 2,20 Mf., zehn Stück 4 Mf.

Mittelformat, zusammengelegt 15,5 x 10 cm.
Hält Scheine bis zum hundertfachen ungeheuren.
Preis: Einzelne Täschchen 70 Pf., zwei Stück 1,20 Mf., 1,70 Mf., fünf Stück 2,70 Mf., zehn Stück 5 Mf.

Großformat, zusammengelegt 17,5 x 10,5 cm.
Hält Scheine bis zum hundertfachen ungeheuren.
Preis: Einzelne Täschchen 80 Pf., zwei Stück 1,40 Mf., 2 Mf., fünf Stück 3,20 Mf., zehn Stück 6 Mf.

Von allen drei Größen:
je 1 Stück 1,90 Mf., je 2 Stück 3,50 Mf., je 3 Stück 5 Mf.

Infolge der Partierpreise empfiehlt sich Sammel
Gelegenen Handlungen zum Wiederverkauf empfohlen.
Versand erfolgt gegen Einzahlung der Beträge portofrei, wenn mit Aufschlag des Nachnahmepostens. Zu beziehen durch die Verlage.

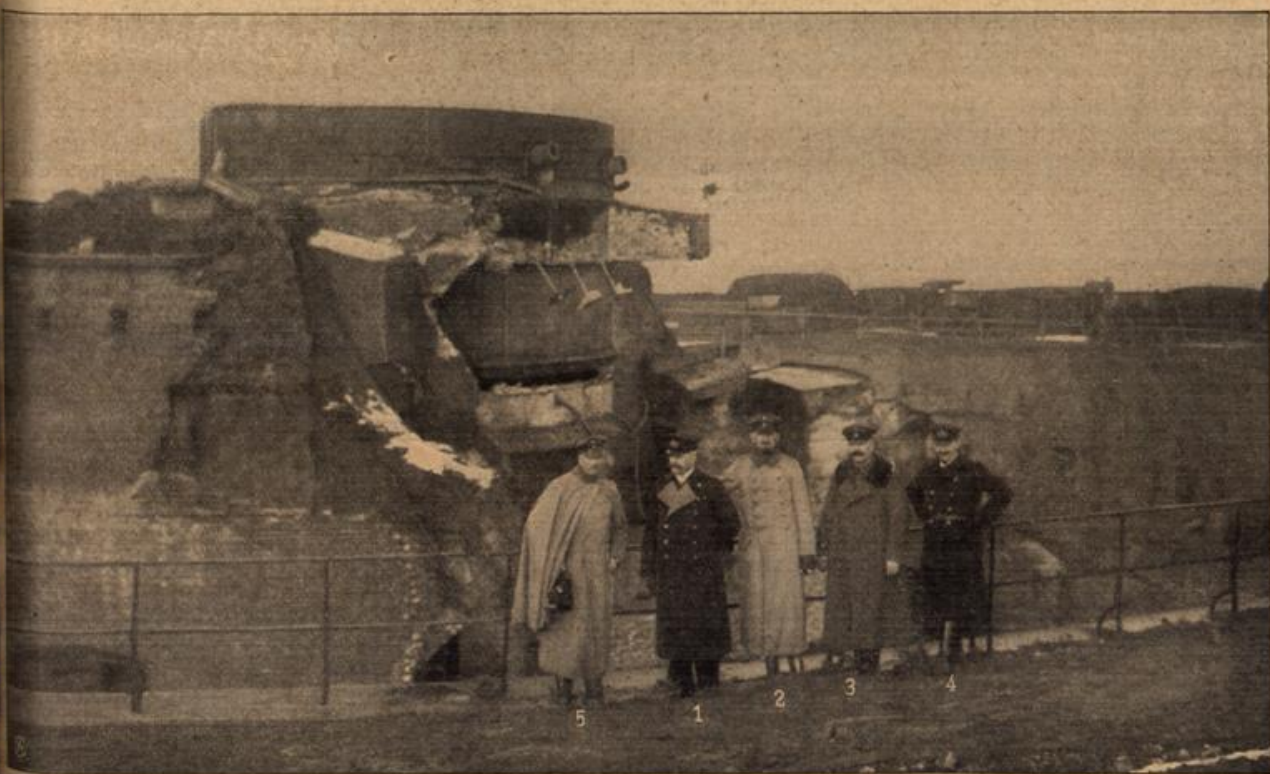
J. Neumann, Neudamm

Opfer des Krieges



Gefangene Russen auf dem Transport in einer ostpreussischen Grenzstadt. Hofphot. Kühfsewindt

Unser oberes Bild zeigt einen Transport gefangener Russen in einer Grenzstadt unserer östlichen preussischen Provinz. Mehr noch als die armen Opfer des Krieges im Vordergrund ziehen die Trümmer im Hintergrunde die Blicke des Beschauers auf sich und lassen ihn aufbegehren über die blinde Zerstörungswut, die hier getobt hat. Ein Opfer des Krieges ist auch der kolossale Panzerturm des Antwerpener Forts St.-Philippe. Die Engländer haben ihn selbst zerstört, als er ihren Zwecken nicht mehr dienen und den in Antwerpen einrückenden Deutschen nicht mehr gefährlich werden konnte. Vor dem Turme sehen wir den Hafenkommandanten Admiral Pouran mit einigen Offizieren. Bei ihnen als Hauptmann der bekannte Schriftsteller Dr. Bloem.



1. Admiral Pouran, Hafenkommandant. 2. Hauptmann Ringe, sein Adjutant. 3. Hauptmann Pouran. 4. Oberleutnant Imhof. 5. Hauptmann Walter Bloem.
Vor dem durch die Engländer gesprengten Panzerturm des Antwerpener Forts St.-Philippe.

Veritt, posterte herum, sah nicht sehr vorsichtig über den Rand des Schützengrabens hinüber, ob er nicht einmal einen englischen „Landsknecht“ entdecken könnte. Wenn die Essenholer trotz des feindlichen Gefnatters aus dem Graben trochen, ließ er es sich nicht nehmen, selbst den Graben zu verlassen und ungedeckt stehen zu bleiben, bis die Essenholer aus dem Schutzbereich waren.

Bredow bemerkte des Rittmeisters fortgesetzte Unvorsichtigkeit mit Unbehagen. Er dachte an Frau Karla und das Versprechen, welches er ihr gegeben hatte.

„Finden die Essenholer nicht auch ohne Aufsicht ihren Weg, Herr Rittmeister?“ wagte er an einem Abend, als sie sich den Luxus von Glühwein leisten konnten, zu fragen.

„Die Leute, die sich den famosen englischen Geschossen aussetzen, sollen wissen, daß ihr Rittmeister auch auf die Schießerei pfeift.“

„Aber dann kann ich Herrn Rittmeister doch mal abldjen —“

„Quod licet Jovi — na, ich schweige schon. Nichts für ungut, Bredow. Prost.“

Als der Rittmeister am nächsten Morgen aus seinem „Schlafzimmer“ troch und über den vorderen Grabenrand zum feindlichen Schützengraben hinüberlugte, glaubte er zu bemerken, daß es drüben außergewöhnlich lebendig hergehe. Er reckte sich, aber als er immer noch nicht genügend entdecken konnte, stieg er die hintere Grabenwand hinauf.

„Bredow,“ rief er, „kommen Sie doch mal rauf, aber bringen Sie Ihr Glas mit; denn mir scheint, drüben die Kerls rühren sich.“

Als v. Bredow neben seinem Rittmeister stand, piffen schon die ersten Kugeln herüber.

„Der Feind ist nicht stärker als vorher,“ meinte der Leutnant, noch immer das Glas an den Augen.

„Na, denn nicht, liebe Seele,“ und der Rittmeister klemmte gelassen die Fäuste gegen die Hüften, „übrigens schöner Morgen heute.“

Es hatte gereist, und auf der wie mit seinem Zucker gestreuten Gegend lag glitzernd der rötlich-goldene Schein der Morgensonne.

Das feindliche Feuer wurde stärker, die drüben schienen den beiden ihre Redheit übelzunehmen.

„Wollen wir unsern Morgenkaffee einnehmen, Herr Rittmeister?“ fragte Bredow, der an die schöne blonde Frau daheim in der Garnison dachte.

„Nachher — gleich. Aber tatsächlich, ein herrlicher Morgen.“

„Aber der Kaffee wird kalt, Herr —“

„Sie haben aber auch gar kein Verständnis für Poesie, lieber Bredow.“

„Hat es Zweck, sich unnütz in Gefahr zu begeben, Herr Rittmeister.“

Die Feinde schossen immer lebhafter.

„Haben Sie Angst?“

„Ich nicht —“

„Herr, glauben Sie etwa ich? Wissen Sie, wir lutschen in diesen paar Minuten dem Feind allerlei an Munition ab.“

Ein Geschöß riß Bredow den Tschako weg.

„Hallo,“ rief der Rittmeister lustig, „übrigens — diese bereifte Landschaft — es ist Herbst geworden, Bredow, und der Winter steht vor der Thür.“

Der Leutnant hatte seinen Tschako aufgehoben und stand jetzt dienstlich vor seinem Vorgesetzten.

„Herr Rittmeister, ich muß darauf aufmerksam machen, daß es nicht im Sinne allerhöchsten Befehls ist, wenn wir Offiziere uns so zwecklos opfern.“

Wachte der Ton des jungen Mannes reichlich schroff klingen, jedenfalls starcte der Rittmeister ihn an und sagte dann schneidend zwischen den Zähnen: „Feigheit!“

„Herr Rittmeister —“

Der Leutnant war leichenbläß geworden.

„Schon gut. Nach dem Kriege stehe ich zu Ihrer Verfüg —“

Der Satz war noch nicht beendet, da schlug der Sprecher die Arme zurück und sank in die Arme des Leutnants.

Nun hatte er ihn doch nicht schützen können, wie er es der schönen Frau versprochen hatte. Und ein Wort brannte quälend in seinem Innern, das Wort, welches den Soldaten wie kein anderes treffen muß — „Feigheit“.

Herrgott, er hatte doch nur so gehandelt, weil er den andern aus der Gefahr bringen wollte.

Gegen Mittag kam der Regimentsadjutant in den Graben. Bredow meldete, was geschehen. Er übernahm die Führung der Eskadron, und der Adjutant entfernte sich mit dem Bemerkten, daß in der Nacht ein feindlicher Angriff zu erwarten sei.

Und wirklich wurde es nach Dunkelwerden vorn beim Feinde lebendig. Beim Aufflammen der Leuchtrafeten sahen die Husaren, wie der Feind plötzlich den Graben verließ und nach vorn schnellte.

Sei, prasselte das Feuer der Karabiner. Neue Leuchtrafeten stiegen auf. Der Feind mußte Verstärkungen erhalten haben, denn in den Augenblicken, wo die weißen Kugeln aufflammten, sah man, wie das Gelände zwischen den Gräben von Feinden wimmelte.

Nach rechts und links mußte der Feind die Nachbargräben angreifen.

Hatten die Husaren in den letzten Tagen auch mit Patronen gepart, jetzt prasselten die Geschosse hinein in die Dunkelheit. Schon hörte man englische Laute — „go on“ — „damned“ — „death and —“

„Ja, Tod und Teufel,“ rief v. Bredow grimmig lachend, „pfeffert rein, Kamraden, immer rein.“

Mör-risch knatterte das Feuer.

Donner, wenn jetzt die Jungen ihre Säule hätten und ihre Lanzen! Der Märrerausch der Schlacht überkam v. Bredow.

„Feigheit?“

Er lachte wild.

„Mar-! Zur Attacke! Hurra!“

Und plötzlich waren sie draußen, die waderen Husaren. Mit den Kolben drauf! Andere hatten die Säbel gezogen. Und ein erbarmungsloser Kampf Mann gegen Mann, Stahl gegen Stahl begann.

Fast unheimlich still war es in der nächsten Viertelstunde. Nur hier und da

der Knall eines Offiziersrevolvers. Inde Laute, unterdrückte Flüche.

„Feigheit?“

„Wer suchte v. Bredow sich

Gegner.“

Sein Säbel traf einen großmä

Briten.

Da aber — von der Seite her ein

nettschloß. Der Husarenleutnant brach

sammen.

Durch die Nacht, über das dunkle

aber brauste es jauchzend: „Deutsch-

Deutschland über alles —“

Der Feind war blutig zurückge-

Am Himmel funkelten die Sterne

mattem Blick sah v. Bredow hinauf.

Bald — wie bald schon würde in

der Garnison wissen: „Die und die

ziere des hiesigen Husarenregiments

bei *** in Nordfrankreich gefallen.“

Auch sie wird es erfahren, wird

daß auch v. Bredow dahinnußte.

Die wird nur wie abwesend niden um

mer nur an den einen denken, um den

trauern — um den tollen Rittmeister

so oft offen zugab, daß er sich am

an der Spitze seiner dahinjagenden

drön fühlte — wohler noch als in

Seite der schönen blonden Frau.

Salb bewußtlos hörte er, daß in

selben Nacht noch stürmende Linien

vorbeirast. Die Deutschen machten

eingetroffenen Infanterieverstärk-

einen Angriff gegen die englischen

Als er nachher aber ein piepstüm-

„Hurra!“ hörte, hob er noch ein wen-

Kopf. Ein Wort durchzuckte ihn:

heit?“

Dann aber — in letzter Anstrengung

lehtes, gestammeltes Wort: „Hurra!“



Zwei Mütter.

Von A. Ferno.

In einer stillen Seitenstraße saßen die einstigen Schulfrauen und Jugendfreunde nach Jahren wieder, in sie nichts von einander

hatten. Tiefe Trauer trugen sie bei, wohl nur der Gedanke an gleiches und gleiches Schicksal, das der Krieg sie verhängt hatte, wie über viele andre Mütter, ließ sie einander an-

Und in dem Augenblick, da sie kannten, wußten sie auch, was ihnen

nommen: die einzigen Söhne.

Es war ein Hauch des Verstandes Fühlens — es war wie eine Mah-

an die einstige, im Strudel der Zeit des Lebens verloren gegangene

Schaft.

Aber nun war die Freundschaft da — als hätten sie sich gestern

so begrüßten sie sich.

„Gertrud!“

„Josephine!“

Und sie blickten einander in die

in die das bitterernste Leben und

Schmerz ihre unverwischbaren

schrieben hatten, und die grauen

losen Augen Gertrudes tauchten sich

blauen der Freundin, die früher

erfrohen Blick hatten. Das war gegangen, aber dafür war ein sichtlich sieghaftes Licht darin geblieben. Ein paar Schritte nur — der stille nahm sie auf und wie in schweigender Abschiedung legten sie sich auf eine stehende Bank. Die schwarzen blähten sich um die feinen Köpfe. v. Kilseners Paar war ergraut, eine Vertons lag noch dunkelblond hingend über den Schläfen.

Gertruds Stimme sprach zuerst: „Hast du es nicht in den Verlustlisten gesehen, wo ist dein Werner gefallen — Bunden gestorben? Dann hast du wenigstens sein Grab — ich habe gar — Ludwig fiel bei Ramur — im Namen Grab mit Kameraden beigesetzt — vielleicht kann ich es später mal“

Gertruds Gedanken eilten zurück — ach Josephines Einziger war damals geworden, sie hatte ihn einmal als er zum ersten Mal die Leutnantsuniform getragen hatte — und sie hatte damals gewünscht, ihr möchte auch Offizier werden — ihre Begabung war nur sehr gering — würde das nicht erreichen — viel — ebenso gutes leisten könnten — wenn er nur strebsam würde, nur einen Teil so strebsam, wie der — der da strahlend vor Wonne stand!

War, als sich die Freundinnen zum ersten Mal gesehen hatten, Josephine wohl vergessen, aber in ihr Herz im Lauf der Jahre dieses Bild eingegriffen hineingezeichnet. Als sie, daß die Freundin eine Antwort öffnete sich die zuckenden

er starb — an einer schweren Krankheit — einen langsamen bittern

er. „Hast ihm die Augen zudrücken, du deinem letzten Lager weilen, du zu Grabe geleiten können, du hast — das ist doch etwas von ihm“ — etwas Trost.“

„Hast die grauen leidvollen Augen, tausend geweinten und vieltausend Tränen erzählt, die Freundin mit so wehem Blick, daß es Josephine beinahe tiefste Herz drang.“

„Josephine — doch, wie tröstlich — hätte ich ihn doch lieber auf dem Schlachtfeld dahingehen dürfen zur Vaterlandes, als so — es wäre dem Leid, das wir alle tragen, ein Stolz, daß wir sie dahingaben, sie erzogen haben zu pflichttreuen Männern, auch wenn das Verdienst nicht ihr Beruf war. Der Wert ja doch alle, alle zu den Fahnen stolz dürft Ihr alle sein, wenn draußen in fremder Erde Grab“

„Sie drückte der Freundin Hand, sie sie mit einem Male in den Armen, die das Leid um einen Sohn, den ihre Liebe und Fürsorge hatte leiten und zum Mann kommen, in die fremden Züge gehen.“

„Sie die alte Geschichte von Ungereichte und Energielosigkeit, von

Selbstsucht und Vergnügungswut, von falschem Hochmut und feigem Besserwissen und da sah sie, wie das Mutterherz wohl oft im Kampf gewesen mit dem Verstand, mit dem Bewußtsein der Notwendigkeit, einen Mann aus ihm zu machen, der zeitweilig ein großes Kind geblieben war. Ihre Hand und ihre Energie waren erloschen; wie oft, wie oft hatte sie ihn geärgert — und doch auch nicht zürnen können, weil des leichtfertigen Vaters Erbteil in ihm rege wurde — sie hatte ihn trotz alledem, immer nur lieben und wieder lieben können, immer nur hoffend, daß er schließlich doch aus der unwürdigen Gesellschaft, in der er sich wohl rührte zu ihr zurückkehren würde. Und — er lehrte zurück! Während seine Schulkameraden, seine Vettern, seine Bekannten, seine Nachbarn sich rüsteten und auszogen in den heiligen Krieg, in dem man ihn nicht gebrauchen konnte, seines schwachen Herzens wegen — kam er zu sich selbst — nicht gezwungen, freiwillig lehrte er heim, versuchte er, der Mutter etwas zu sein — was er ihr nie sein konnte. Aber sie zeigte es ihm nicht — sie war geduldig und langmütig mit ihm, bis ein schwerer Anfall seines Leidens ihn auf das Krankenlager warf.

In der Stille der schweren Pflege, in langen Nachstunden rang sie sich durch — auch eine Heldin, wenn sie auch keinen Helden zu geben hatte. Ihr bangte nicht vor dem Ende — nicht vor der Einsamkeit — mit ihren Gedanken suchte sie, in stiller Nacht wachend, die tausende von Müttern auf, die ihre Söhne draußen wußten in Schlacht und Not und Tod — oft ohne eine Ahnung, wo sie nun weilten, die Tapfern, die das Vaterland gerufen. Ach — sie hätte so gern, so brennend gern auch einen tapfern heldenhaften Sohn gegeben — aber kein Gebet und kein Flehen der furchtbaren Jahre der Not, in denen sie einzusehen begonnen, daß es anders beschossen sei, hatte ihr dieses Glück geschenkt.

Dann zog ein rührendes Zächeln über die gramvollen Züge, als sie der Freundin Hand drückte:

„Also auch eine Heldinmutter — Josephine — und ich war eine schwer geprüfte Mutter.“

Sie konnte nicht weitersprechen, sie konnte der vergangenen leidvollen Jahre nicht gedenken, sie wollte auch der besten Freundin Mitleid nicht, weil sie die Mutter eines „verlorenen Sohnes“ gewesen, der erst in zwölfter Stunde, sterbend fast zu ihr zurückgekehrt war.

„Ach nein! Das alles galt es zu verbergen, das waren doch auch sieben Schwerter, die ihr Herz zerrissen hatten und die Bunden bluteten noch, während die Gewißheit heldenhafter Söhne die Wunden der Heldinmütter linderte und heilte.“

Die Dunkelheit ging hernieder — es wurde kühl und feucht, die beiden erhoben sich und reichten sich die Hände. Sie sagten nicht: „auf Wiedersehen“, sie wußten, daß die alten Fäden der Jugendfreundschaft sich nicht wieder knüpfen ließen — aber sie schieden mit treuem Händedruck.

Und sahen einander in die ernsten Augen mit fast gleichen Gedanken.

„Auch eines Helden Mutter,“ dachte Gertrud.

„Auch eine Heldin als Mutter,“ dachte Josephine.

Dann gingen ihre Wege auseinander — und immer größer wurde die Entfernung zwischen den beiden wehenden Trauerschleiern.

Wie Mutters Jüngster starb.

Fern zu blauen Tiefen
Sinkt der Sonnenkahn,
Weiße Engelsköpfe
Schweben ihre Bahn.

Engelsköpfe — Wolken,
Licht mit roia Saum . . .
Abendrot verschleht sich
Wie ein Rosentraum . . .

Ein Soldat liegt sterbend,
Still auf weichem Plan, —
Sieht ihn glüh'n und sinken
dort, den Sonnenkahn . . .

Flüstert einen Namen
Leise noch — „Marie“; — —
Hörst du's, fern, du Süße? —
Er vergaß dich nie . . .

Aufwärts zuckt die Rechte,
Die so viel pariert, —
„Heil dir, Heil, mein Kaiser“, —
Und er — salutiert . . .

Tastet dann noch milde, —
Faßt nach dem Gewehr, —
„So — nun kann ich gehen
Fort — zum großen Heer“ . . .

„Grüß dich nicht, Mutter,
Letzter Gruß gilt dir!
Denke — jede Träne
Stört die Ruhe mir“ . . .

Seine Seele breitet
Weit die Flügel lei',
Will empor sich schwingen
Auf, zum Sternkreis; —

Zu den Engelsköpfen
Licht und lockenkraus,
Durch Frau Nachbars Rosen
Heim in's Vaterhaus . . .

Eugen Stangen.

Sonne.

Sonne, wer dein Leuchten liebt,
Wird im Herzen tief verstehen,
Daß es Menschenleben gibt,
Die in dir die Gottheit sehen.

Wird verstehn, daß sich ihr Herz
Betend kann ich dich verneken,
Wird sein Auge sonnenwärts
Selbst voll froher Andacht lenken.

Und dein Strahl wird seine Brust
Deffnen wie den Schoß der Erden,
Daß ihr zu der Menschheit Lust
Blüt' und Frucht entwachsen werden.

Otto Bergmann.

Die Fahne.



Die Fahne hoch, die
Fahne hoch,
Den Säbel led ge-
schwungen;
Der alte Gott ist immer noch
Mit seinen Heldenjungen.

Wo unser Bannerband
erscheint
Als stolzes Sieges-
zeichen,
Gilt es nur Eins für
unsern Feind:
In Eile zu entweichen.

Bei, wie mein Köhlein
vorwärts schnell,
Als ob es gutes ahne.
Der Feind nimmt reich-
lich Fersengeld
Beim Anblick unsrer
Fahne.

Alfred Oppen.

Ernst und Scherz

Eine traurige Adoption. Wie edel unsere in aller Welt als „Barbaren“ verschrienen Truppen zu handeln wissen, zeigt folgende Tat. Ein deutscher Offizier aus Homburg in der Pfalz, der in Frankreich beim Kampfe gegen Freischärler einen Gastwirt und dessen Frau erschießen lassen mußte, hat das vier Jahre alte Kind der Leute angenommen und seiner Frau heimgeschickt, die keine Kinder hat.

Wunderbare Rettung. Ein Kriegsfreiwilliger aus Höchst am Main erhielt bei den Kämpfen um Lodz einen Schuß, der dicht hinter dem Auge in die Schläfe eintrat und unmittelbar hinter dem andern Auge den Kopf wieder verließ. Dem Mann geschah nicht der mindeste Nachteil. Das Geschloß hatte wunderbarerweise keins der wertvollen Organe des Gehirns verletzt. Nach wenigen Tagen schon war der Soldat geheilt. Als einzige Nachwirkung dieses Schusses verspürt er eine kleine Schwächung der Sehkraft des linken Auges.

Die Heldentat eines Musketiers. Das Eisene Kreuz 1. und 2. Klasse hat der Musketier Heinrich Müller aus Geeste-

münde erworben. Er gehörte zu einer Maschinengewehrabteilung und hatte, nachdem die ganze Bedienungsmannschaft niedergeschossen war, seinen schwer verwundenen Unteroffizier aus der Feuerlinie getragen. Dann hatte er ganz allein das Maschinengewehr aus dem feindlichen Feuer herausgeholt und war nochmals zurückgegangen, um auch die Munition zu retten. Aus drei Wunden blutend verschloß er sodann die ganze Munition und säuberte damit zwei in der Nähe liegende feindliche Schützengräben. Hierbei traf ihn ein vierter Schuß in den linken Arm.

„Sein Krieg.“ Iswolsti, der russische Botschafter in Paris, ist bekanntlich einer der größten Kriegsbeher seines Landes. Bei Ausbruch des Krieges soll er freudig ausgerufen haben: „Das ist mein Krieg.“ — Hoffen wir mit aller Zuversicht, daß er mit diesem Aussprüche ebenso trübe Erfahrung machen wird wie 1870 die Kaiserin Eugénie, die jenen deutsch-französischen Krieg „Ihren kleinen Krieg“ nannte.

Woher das Wort „Gas“ stammt. Jetzt, da in Befolgung des kategorischen Imperativs „Roche mit Gas“ der mit Gas bezeichnete luftförmige Stoff sehr populär geworden ist, ist es vielleicht ganz interessant, etwas über die Herkunft des Wortes Gas zu erfahren. Es kommt wahrscheinlich aus dem Holländischen, und zwar auf fol-

gende Weise. Der berühmte Alchimist Paracelsus hatte den luftförmigen spiritus sylvestris genannt. Der Herr van Helmont, der über denselben stand eine Abhandlung schrieb, stellte des Wortes spiritus das holländische ghaast, welches dasselbe bedeutet, nachfolgende Gelehrte wandten die aufgebrauchte Bezeichnung weiter sich im Laufe der Jahre mit Rücksicht auf die leichtere Aussprache zu dem Wort gas und schließlich zu Gas vereinfacht. Chemiker des vergangenen Jahrhunderts adoptierten dies Wort für alle luftförmigen Stoffe und so auch schließlich für die zu Beleuchtungs-, Koch- und Heizzwecken jetzt so allgemeine Anwendung gefunden hat.

Eine unfriedfertige Kompagnie. bilden drei Tiere in Nordamerika, das amerikanische Ziesel, das unter dem Namen Präriehund bekannt ist, eine Gekkonart (*Athene cunicularia*) und eine furchtete kleine Klapperschlange. Diese drei leben in Gemeinschaft, jedoch nicht in Zufriedenheit und Eintracht, sondern in Kampf und Vernichtung. Die Klapperschlange stellt dem Präriehund nach, sucht ihn in seinen unterirdischen Höhlen auf; die Gekkonart ihrerseits geschworene Feindin der Klapperschlange und folgt ihr selbst unter die Erde, um sie hier wirksam zu vernichten. Die Gekkonart hat eine besondere Freundschaft für den Präriehund, der unterirdischen Wohnung bei kaum zu denken, im Gegenteil der gefräßige Raubvogel gelegentlich auch ihn, wenn es ihm gelungen ist, das gefasste Reptil den Sieg davontragen.

Rätsel-Ecke

Buchstabenrätsel.

Es gibt einen Namen, wohlbekannt,
Den führt manches Mädchen im deutschen Land.
Ein einziges Zeichenfüg' hinzu,
Und statt des Namens findest Du,
Eine schöne deutsche Errungenschaft,
Die Zeugnis gibt von deutscher Kraft.

Wortspielrätsel.

Du triffst mich sicher in Oesterreich,
Wilst Du meinen Namen erraten.
Denn dort gebraucht mich der arme Mann,
Bis hinauf zum Aristokraten! —
Doch siehst du mich ferner auch jetzt,
Auf stürmischen Wogen im Meere,
Und bist du ein Feind, so hüte dich,
Ich setze mich tapfer zur Wehre!

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätsels aus Nummer 10:
Sauerbrunnen.

Auflösungen aus voriger Nummer:
der zweisilbigen Schärpe: **Angstschmerz**
Wortspielrätsels: **Wagen**; des Rätsels: **Wagen**.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur: A. Jöring.
Druck: Jöring & Jägerholz, G. m. b. H., Berlin.